25. HEFT. 17. JUNI. 1909.

Die neue Hansa.

Von * * *

Die Sechstausend, die am 12. Juni im Berliner Zirkus Schumann gegen die Uebermacht der Agrarier im Industriestaat Deutschland sich mit schallenden Worten auflehnten, haben der neuen Kampfgenossenschaft einen stolzen Namen erwählt, der mehr Trotz und Kraft voraussetzt, als ihre noch ungegliederten Reihen in nächster Zeit aufzubringen vermögen. Freihändler und Schutzzöllner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer — allerdings nur die Angestellten aus den Schreibstuben und nicht die Massen der Arbeiter, die heute wie gestern den eigenen Weg der Unzufriedenheit gehen — Verbände, die einander in den letzten Jahren so oft Feindseligkeiten zugeschleudert haben, ja auch das Mittel- und Kleingewerbe, das sich sonst gern im Grollwinkel verschanzt, alle wollen jetzt sich zu einer einzigen Front zusammenschließen.

Leicht wird das Werk nicht sein, und über Nacht erwächst nicht eine so fest verzahnte, wuchtige und draufgängerische Organisation, wie der Bund der Landwirte, der als Feind und als Vorbild zugleich allen vor Augen steht. Wunderliche Parallelen werden sich ergeben. Hier der notleidende Großindustrielle, drüben der so oft verhöhnte notleidende Latifundienbesitzer; hier der hilflos ausgesogene Handelsmann, drüben der arme, ausgeplünderte Bauer. Interessenpolitik gegen Interessenpolitik, Kaste gegen Kaste. Viele werden über diese Versimpelung unseres öffentlichen Lebens jammern, sie vergessen aber, daß es nie und in keinem Gemeinwesen je anders war, und daß die großen staatlichen Gedanken (so sehr dies Selbstverständliche von den Machthabern aller Zeiten mit Phrasen umnebelt wurde) nur aus der richtigen Erkenntnis der im Innern gegeneinander feindlich brodelnden Kräfte wachsen.

Und das ist das eigentlich Fesselnde an dieser neuen und noch nicht zur Klarheit gegorenen Bewegung, daß sie die ewigen Lehren wieder bestätigt: Die starren Hüllen alter Formen sind dauerhafter als diese selbst, aber die neuen Bildungen, die unter ihrem harten Mantel quellen, stoßen solange gegen ihn, bis er plötzlich aufklafft und bersten muß, wenn er sich nicht dem neuen Gliederbau anzuschmiegen vermag. Diese Zirkusversammlung war eine der vielen Attacken des neu Gewordenen, und die Gründung des Hansabundes ist einer der stärksten Versuche, der großen Kräfteverschiebung, die sich im industrialisierten Deutschland innerlich längst vollzogen hat, endlich auch zu gerechterem Machtausdruck zu verhelfen.

Er mußte kommen, früher oder später. Verzögert konnte er nur werden durch den leidenschaftlichen Erwerbseifer, der gerade unsere Industrie- und Bankherren bis zum letzten Rest ihrer Zeit und Kraft gefangen hielt. Während sich das Staatshaus dehnte und mit Wohlhabenheit füllte, ließ er sie solange von ihrer Arbeit nicht aufblicken, als die Wenigen, auf die sich die Kunst des Regierens von altersher vererbt hat, ihr Werken und Mühen nicht empfindlich störten. Kleinere Unbequemlichkeiten konnten die glühende Unrast kaum behelligen. Nur ein unverständiges Auftrotzen mit verjährten Machttiteln und die strikte Verweigerung der Anpassung an das Neuentstandene konnten die von einem noch lange nicht gestillten Erwerbshunger absorbierten Kräfte schon vor dieser Stillung energisch in politische Bahnen lenken.

Vielleicht war das auch der Keim des Blockgedankens, daß Fürst Bülow, der „agrarische Reichskanzler", sich sagte: Gesetze, die 500 Millionen neuer Steuern vorschreiben, dürfen nicht ohne Mitwirkung der Freisinnigen, der eigentlichen Vertreter der Finanz- und Handelswelt, unter Dach und Fach gebracht werden. Er hoffte von der Klugheit der Konservativen, daß sie seine geliebte „mittlere Linie" in dieser Entscheidungszeit endlich betreten würden, um eine frühe Eruption der bisher durch Arbeit gebannten Kräfte des Bürgertums zu verhindern. In dem Momente, wo in der Finanzkommission des Deutschen Reichstages die Konservativen und das Zentrum sich wieder zu einer Mehrheit fanden, die ihrem alten Haß gegen das mobile Kapital frei die Zügel schießen ließ, wurde der Plan reif, das gesamte, in Handel und Industrie erwerbstätige deutsche Bürgertum zur Erreichung politischer Ziele zusammenzuschmieden.

Nun ist der Anfang gemacht, und die neue Wegspur kann nicht mehr im Sand ertrinken. Die Gegensätze werden zwar auch im neuen Hansabund aufeinander prallen und das Fortschreiten von Zeit zu Zeit hemmen. Der alte Kirdorf, der in dieser Versammlung just zu denen gehörte, die aus altem Hanseatenholz geschnitzt sind, hätte, als er seine Gegnerschaft gegen die Sozialreformer und seine eigene Meinung über die Erbanfallsteuer offen bekannte, bei seinen unduldsamen Zuhörern im Zirkus Schumann beinahe dasselbe Schicksal erfahren, wie Adolph Wagner, der einsame Prophet im Zirkus Busch, über dessen brutale Behandlung sich die Liberalen so sehr entrüstet haben. Aber die neue Hansa kann, nachdem sie einmal die Pforte

zum Licht sich erriegelt hat, nicht mehr in die Dunkelheit zurückgestoßen werden. Es ist immer leicht, den Vollstreckern historischer Notwendigkeiten ihr Schicksal zu prophezeien. Die neue Kampfgenossenschaft wird ans Ziel gelangen. Ob sie es schneller oder nach mannigfachen Niederlagen langsam erreicht, das hängt von ihren Führern ab, deren eine grandiose Organisationsarbeit harrt. Aber jeder von ihnen hat sich in seinem eigenen Reiche schon als glückhafter Ordner und Rechner erprobt.

Boccaccio.

Von

Herbert Eulenberg.

Dieses ist der Bericht, den der Augustinermönch und Professor der Theologie Martino da Signa zu Florenz über das Leben und Schreiben des hochberühmten Giovanni Boccaccio an seinen Bruder in Christo den Karthäusermönch Ciani zu Siena übersandt hat:

„Du verlangst von mir, mein vielliebe Bruder im Herrn, daß ich dir und der Nachwelt eine Beschreibung von dem weltlichen Dasein unsers für und für verehrten Meisters Boccaccio geben soll, ähnlich derjenigen, die er selber von dem größten Sohne unserer Stadt Fiorenza, dem göttlichen Dante, aufgezeichnet hat, an der sich die kommenden saecula nicht minder als wir erfreuen werden. Denn, so schreibst du mit Recht, die Züge eines großen Mannes im Bilde zu erhalten, ist selber etwas Großes und solche Beschäftigung ist ein adliges Tun. Aber wie vermöchte ich die Feder so leicht und gewandt zu führen, das Wesen dieses Dichters zu schildern, der zart wie eine Mücke über unsere Zeit hinflog und ihr das Blut aussaugte, um es kommenden Geschlechtern zuzubringen. Niemals würde es mir gelingen, ein würdiges Abbild seines Lebens, wie es heute vor uns liegt, aufzuzeichnen, wie solches jenen Heiden vor Christo, einem Plutarch oder Polybius wohl geglückt ist, die weniger fromm, aber auch weniger einfältig als wir gewesen sind, und die unser Meister Boccaccio darum so über alles geschätzt hat. Versuche mich darum nicht zu einem Werk, das ich nicht leisten könnte, anzustacheln, auf daß ich nicht vor den späteren Zeiten dastehe wie Petrus, da er über den See von Genezareth gehen wollte, darinnen er beinahe versoffen wäre. Sondern vernimm aus diesem Schreiben nur das wenige und einfältigliche, was ich für deine Ohren allein von dem irdischen Dasein des Messer Boccaccio zu sagen weiß, vielleicht daß du selber aus diesem Hanf, den ich dir reiche, Seide spinnen und eine wirkliche wahre Lebensbeschreibung des großen Mannes entwerfen könntest.

Geboren ward unser Meister im Jahre des Heils 1313, zu einer Zeit also, da der König der Deutschen Heinrich der VII. zum letzten Mal versuchte, unser von den schwäbischen Kaisern, den Hohen-

staufen, verwüstetes schönes Land unter Germanien zu bringen, und da der Herr der Christenheit, der selige Papst Clemens der V. die Residenz Sankt Peters nach Avignon verlegte und damit die babylonische Gefangenschaft der Kirche begann. Wie sich um die Ehre, einen Homer der Welt geschenkt zu haben, sieben Städte in Griechenland wie Kinder um eine Bretzel gezankt haben sollen, wissen bei Boccaccio die drei Städte Paris, Florenz und Certaldo im Gebiet von Siena nicht genau, ob der Meister in ihnen zuerst seine Augen aufgeschlagen hat. Ich weiß es auch nicht und hinterlasse die Entscheidung darüber als ein rechtes Fressen den gelehrten Männern, die nach mir kommen und die die Kirchenbücher und Archive danach durchstöbern mögen, bis sie geschliffene Gläser vor den Augen tragen müssen. Tatsache ist, daß er einmal irgendwo geboren worden ist und daß er darum eine Mutter gehabt haben muß, wenngleich keiner sie kennt und er selbst sie nicht mehr kannte. Ob sie, mag sie nun eine hübsche Pariserin oder eine kluge Florentinerin gewesen sein, von Lorbeern geträumt hat, da sie mit ihm schwanger ging, gleich der Mutter Dantes, das vermöchte nur ihr Beichtvater zu sagen. Und der ist lange tot wie sie. Einige Feinde unseres Meisters, sonderlich die, die sich ihr Gewissen an den anzüglichen Stellen in seinen Schriften wund und blau stoßen, meinen zwar, seiner Mutter habe geträumt, sie läge unter einem Eichenbaum auf einer grünen Wiese neben einem klaren Quelle und habe dort einen Sohn geboren. Der habe sich eine Weile von den Eicheln genährt, die vom Baume herniederfielen, und sich plötzlich, so schien es ihr, in ein Schwein verwandelt. Das Tier sei dann grunzend in den Quell gestiegen und habe mit seinem Rüssel die Erde aufgewühlt, also daß ein Morast aus der Quelle geworden sei, der die ganze Wiese überschwemmt hätte. Alles dies deuten sie sinngemäß auf Boccaccio, einzig aus Wut darüber, daß er einen sittenlosen Mönch einen Schelmen heißt und eine nichtsnutzige Frauensperson ein Nickel. Wie es aber in Wahrheit um seine Frömmigkeit bestellt war, das weißt du, Bruder, der du ihm oft die Beichte abgenommen hast, besser als alle die, die Dreck am Stecken haben und damit nach ihm schlagen, nun er sich nicht mehr wehren und ihnen eine Nase drehen kann, über die noch in sechshundert Jahren die Menschen lachen würden.

Mit seinem Vater muß unser junger Boccaccio nicht gut gestanden haben, denn wo er seiner erwähnt, da geschieht es mit Worten wie „ein fühlloser trübsinniger Greis“ oder „ein roher stets nur auf Gewinn bedachter Geizhals“. Ausdrücke, über die man als unehrwürdige und unkindliche wahrlich mit ihm gram sein müßte, wenn anders man nicht bedächte, wie ein junger lebensfrischer Mensch, der Horaz und Ovid seine Kameraden nennen durfte, einen alten mürrischen Filz lieben sollte, der ihn über sechs Jahre lang zwang, kaufmännische Rechenkunst zu treiben, einzig aus dem Grunde, weil er sein Vater war. Und obgleich ein jeder Mensch dem jungen Boccaccio an den Augen ansah, daß er hinter dem Zahltisch Verse machte und abends im Bett Dante las statt Zinseszinsen auszurechnen, so ruhte

doch dieser sein nur auf das Geld erpichter Vater nicht damit, aus dem Sohn ein goldenes Kalb machen zu wollen. „Wenn du mehr zum Gelehrten taugst als zum Kommercemachen", sagte er zum Sohn, als der von seinem Lehrmeister ihm als zu dumm zum Kaufmann wieder zugeschickt worden war, „so sollst du mir das Rechtsstudium ergreifen und die päpstlichen Gesetzsammlungen, das heilige kanonische Recht, statt deines gottvermaledeiten Dante auswendig lernen. Denn der Mensch ist auf der Welt da, um Gold zu machen, wie die Henne, um Eier auszubrüten. Und wer nicht das Vermögen seines Vaters zum mindesten verdoppelt, der ist ein Lumpenhund, ein Tagedieb, ein Schmarotzer, ein Taugegarnichts gewesen." Mit diesen Zärtlichkeiten jagte der Alte unsern göttlichen Dichter in sechs weitere Sklavenjahre hinein, in denen Boccaccio sich vergeblich bemühte, die dicta Gratiani und die Dekretalen Gregors des IX. in sein Gehirn unterzustopfen, das die Poesien aller Zeiten und Völker bereits in sich hereingeschmuggelt hatte. So daß er seit jenen Jahren einen wahren Haß gegen alles Juristische in sich verspürte, und wenn er eines Advokaten oder Notars ansichtig wurde, zu zittern begann, gleichwie ein Pferd, das von ferne ein Kamel herankommen sieht.

Kein Wunder war es demnach fast, daß unser Dichter, der von seinem Vater, wenn es eben anging, so weit weglebte wie Neapel von Florenz liegt, nicht mehr als fünf Tränen herausdrücken konnte, als ihm ein Bote die Nachricht brachte, daß sein Vater an der Pest dahingegangen sei. Denn nun konnte er die Rechtsgelahrtheit mit gutem Gewissen denen überlassen, die besser damit fertig wurden als er. Er fuhr — es verdreußt mich dieses von ihm zu vermelden — mit einer gewissen stillen Heiterkeit nach Florenz zurück und summte bisweilen Liedchen vor sich hin, die zu seiner schwarzen Trauerkleidung paßten wie eine Guitarre in eine Kirche. Und doch, wer von uns sündhaften Menschen hätte ihm darob lange böse sein können! Denn siehe, das Leben lag nun vor ihm so lustig und frei wie der dritte Tag des Dekameron: Er konnte jetzt dichten und singen von früh bis spät und selbst in der Nacht aufstehen und aus einem falschen Reim einen guten machen, denn am nächsten Tage hatte er ja nichts anderes schlechteres zu tun. Er konnte ein Haus führen und einen Schmerbauch tragen — denn er nannte sich selber damals vor dem Spiegel „ein kleines Faß". Er konnte im Sommer in Certaldo Blumen zum Kranze und Worte zu Gedichten winden. Er konnte seinen Freund und Meister Petrarka zu sich laden, so oft er wollte und jener es ihm gewährte, und konnte mit ihm Wochen lang über die großen Sänger und Männer des Altertums disputieren, eine Beschäftigung, die sie etwas vermessentlich „Humanismus" tauften, nicht anders als ob wir Christenmenschen seitdem bis heute im Zustand der wilden Säue gelebt hätten!

Sein Glück vollkommen zu machen, war unser Boccaccio nicht verheiratet, denn die Liebe seiner Fiammetta war nur ein Flämmchen und kein Kochofen geworden. Und wie sein Freund und Meister Petrarka die herrliche Laura nur wenige Male gesehen hatte, um sie

dann unaufhörlich besingen zu können, so erging es auch unserm Dichter mit seiner Fiammetta, welche bekanntlich als Tochter König Roberts von Neapel ein Kind der Liebe war, was einige ja auch von unserm Boccaccio selber behaupten. Feststeht, daß Fiammetta schon verheiratet und Mutter war, als der Dichter am Ostersonnabend des Jahres 1338 in der San Lorenzokirche bei der Frühmesse zum ersten Male die schöne Neapolitanerin in grünem Kleide erblickte. So sehr aber trug unser Poet ihr Bild in seinem Herzen, daß er erst, als viele Jahre hinter diesem Blick lagen, noch einmal sein Herz an ein Weibsbild, eine schöne und reiche Witwe zu Florenz, verlor. Diese aber, die drei andere Männer im Sinne hatte, sah nicht das Feuer des Prometheus in seinen Augen, sondern nur den Gran-Sasso seines Bauches, und wies seine Werbung mit spitzen und garstigen Reden ab. Ein Ofen, der keinen Abzug hat, der qualmt und raucht, bis allen die Augen laufen, und so unser Meister auch nach dieser Niederlage: Er schrieb jene Schmähschrift gegen die Weiber, genannt „Corbaccio", in der er selber wie ein wütender alles zerhackender Rabe auf das Geschlecht der Frauen, dem doch auch seine gepriesene Fiammetta angehörte, losfuhr und sie allesamt beschimpft hat, daß man es, wenn man dies Buch gelesen, leicht mit tausend Xantippen aufnehmen könnte, so viele häßliche Worte und Gründe hat er einem damit gegen sie in den Mund gegeben. Recht wie ein Herodes unter die Kinder fällt unser Boccaccio hier zwischen die Frauen, und er hat sich für diese eine, die ihn nicht nahm, an ihnen allen gerächt als ein persischer Wüterich, der das Meer mit Ruten schlagen ließ. Und die Frauen müssen doch wohl da sein, wenngleich — darin hat er Recht — ohne sie viel weniger Sünden auf der Welt wären.

Von dem Alter des Meister Boccaccio kann ich dir, Bruder Ciani, weniger berichten. Und weißt du selbst ja auch mehr davon als ich. Denn du warst doch der wackere Soldat unserer Kirche, der du auf Geheiß deines Ordensmeisters Pietro de Petroni von Siena dich aufmachtest, um nach der Weisung dieses deines verstorbenen Oberen den fast fünfzigjährigen Boccaccio zur Buße und zur Umkehr von seinem sittenlosen Lebenswandel zu ermahnen. Du selbst hast es mir oft erzählt, wie er da unter der Wucht deiner Predigten zusammenschmolz wie eine Kerze, wenn der Wind über sie fährt, wie er weinte wie ein Kind, wenn er seiner lockeren Schriften und dann der Hölle gedachte, wie er in sich ging und es als Gottes Strafgericht hinnahm, daß seine drei Kinder, die er außer christlicher Ehe in die Welt gesetzt hatte, alle längst vor ihm dahingegangen waren. „Mein Töchterchen Violante ist gestorben", schrieb er mir damals, „sie war 5½ Jahr alt. Von Kindern, die in diesem Alter sterben, glauben wir, daß sie Engel werden." Du weißt es, mein Bruder, besser noch als ich, daß er seinen Frieden mit der Erde und dem Himmel gemacht hatte, als er selbst zweiundsechszigjährig zu Certaldo von Gott abberufen wurde. Du weißt, daß er mit jenen losen Geschichtchen von uns Mönchen oder Aebten oder Priestern nur diejenigen unserer Klerisei am Hemd gezupft hat, die es nicht besser verdient haben. Denn in

unserer Zeit liegt die Geistlichkeit oft im argen und manch einer von uns scheint mehr die Zotologie als die Theologie studiert zu haben, so daß der Tag nahe ist, da einer einmal diesen Augiasstall ausfegt und unsere Kirche an Haupt und Gliedern reformiert. Derowegen wollen wir unserm Boccaccio nicht über das Grab hinaus zürnen, der in seinen zehn Tagen des „Dekameron" eine Welt aufgebaut hat, die nicht anders ist als die, die unser Hergott in sechs Tagen geschaffen hat, das ist voller Farben und Schatten, voller Freuden und Schmerzen und voller Tugenden und Schlechtigkeiten, alles durch einander vermenget bis zum jüngsten Tage.

So: Mehr weiß ich dir nicht weder zum Ruhme noch zum Tadel des Meisters Boccaccio zu berichten. Wer es besser kann, der mache es besser!"

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Ich vermag kaum auszudrücken, wie es mich störte, daß sich ein Mensch mit einer alles Maß übersteigenden Indiskretion in meiner Nähe hielt und die Gelegenheit abwartete, mich anzusprechen. Er war mir auf den ersten Blick so verhaßt, als ich den Doktor liebte. Der lange, hagere Leib, die mageren Beine mit dem ungeheuren, knochigen Oberkörper darüber steckten in schlotternden, vertragenen Kleidungsstücken von der schmutzigen Farbe des Lehms. Das gelbe, hohle Gesicht hatte auf den Wangen starres, verwildertes Haar, das in einen langen, rötlich grauen Bart ausging. Ein unter der speckigen Krawatte etwas offenstehendes Baumwollhemd ließ ähnliche rauhe Behaarung auf der Brust sehen. Es lag in der bizarren Erscheinung etwas wie Zerfall, über den aber eine ungeheuer angespannte Willenskraft die Herrschaft zu gewinnen trachtete. Die Unterlippe des großen Mundes mit verdorbenen gelben Zähnen schob sich etwas vor, der breite Unterkiefer machte das Gesicht brutal. Die Nase war groß und höckerig, die Augenbrauen wuchsen zusammen, die Stirn hatte Furchen, welche eine tiefe geheime Angst und Nachdenklichkeit verrieten. Die klauenartigen, knochigen Hände fuhren bisweilen an den weichen Hemdkragen, als wollten sie dem fortgesetzt auf- und absteigenden Adamsapfel Platz schaffen. Dabei reckte er den mageren Hals, hob das Kinn und schnitt eine widerliche Grimasse, bei der die Unterlippe noch weiter hervortrat. Er trug einen verwitterten, grünlichen Filzhut über

dem dünnen Haupthaar. Als Violet den Kaffee brachte und ihn mir an einem kleinen Gartentisch servierte, setzte sich der Mensch zu mir, und ich bemerkte, daß ein eindringlicher Bocksgeruch von ihm ausging. Er erinnerte mich ganz auffallend — trotz seinem langen Barte — an den Priester, doch während er mich mit stechenden, tadelnden Augen, deren Weißes gelb war, anblickte, erkannte ich in ihm den Professor Nösel, der von Sexta bis Tertia, in der Zeit, wo der Geist noch ganz weich ist und wahllos jedem Eindruck nachgibt, mein Vorstellungsleben mit einigen unauslöschlichen Bildern erfüllt hatte. Ich erinnerte mich, wie er mit gehässigem Drohen Jahre hindurch meine kindlichen Träume begeiferte, so daß ich mir angewöhnte zu erschrecken, wenn mein Name gerufen wurde, und zu stammeln und zu erröten, wenn man mich anblickte. Ich lernte, mir selbst zu mißtrauen und fürchtete mich vor den Begierden, die ich im Grunde meiner Seele vermutete. Er verschüttete meine Einbildungskraft und verdrängte die Fragen, die mir auf den Lippen zuckten, durch ein nervenlähmendes, die Sinne abstumpfendes Einstampfen von geistlosem Wissen. Auch jetzt schien sein Blick zu fragen: „Was treibst du dich hier herum, verdorbener Faulenzer, zerstreuter Schwätzer, denke an dein Pensum.“ Plötzlich redete er; er hatte einen Zungenfehler, so daß seine Stimme schwer und gewaltsam klang. Er sprach deutsch, mit etwas ostpreußischem Akzent. Er erzählte von seiner kalten, kahlen „Bude“, die er einst im Norden Berlins neben dem Absteigequartier einiger Dirnen innegehabt. Ich befand mich damals in meinen ersten Semestern und besuchte ihn mehrere Abende der Woche. Ich brachte etwas kaltes Abendessen mit, und er offerierte dazu einen perfiden Schnaps, von dem ich genoß, um mich nicht verweichlicht zu zeigen.

Dieser Mensch knetete an meiner unruhigen, nur allzu empfänglichen Intelligenz, er wühlte durch umstürzlerische Ideen mein Inneres auf, versuchte, mich meinem auf eine Beamtenlaufbahn hinzielenden juristischen Studium zu entfremden, so daß ich mich mit meinem Vater überwarf und — zum erstenmal in meinem Leben — das Weihnachtsfest nicht zu Hause verbrachte. Dafür wurde ich in eine trostlose Gesellschaft von teils russischen Anarchisten eingeführt, deren scheinbare, nur auf Zerstörung gerichtete Intelligenz und überlegene Erfahrung mich blendeten. Hungernd und schnapstrinkend verkündeten sie in den dumpfen Destillen Berlins Arbeitslosen und vorüberkommenden Droschkenkutschern den nahen Zusammenbruch der Gesellschaft und verhöhnten in mir das verhätschelte Bourgeoissöhnchen, was ich als gerechte Strafe meiner bisherigen Irrtümer mannhaft ertrug. Aber war dieser dreiste Schreier, der im Rausch von Stirner und Krapotkin phantasierte und mir oft mein letztes Geld wegnahm, wirklich mein Klassenlehrer? Jetzt erst erkannte ich seine heimliche Aehnlichkeit mit diesem Berliner Literaten Lewin, dem mageren, zähen Menschen, der ein Holzbein nachschleppte. Ich sah hinter der Maske des Professors plötzlich ein fahles Gesicht mit blauschwarzem Stoppelbart um zerrissene, von hitzigen Reden bewegte Lippen, auf denen der Speichel

stand. Weil der Anarchist theoretisch ungefähr das Gegenteil der Grundsätze verfocht, welche die Schule uns einpflanzt, hatte ich übersehen, daß dieser Lewin seelisch ein Bruder des Professors Nösel war. Schien er nicht von derselben Rasse wie er, ebenso gehässig, ebenso armselig in den Ideen, ebenso unfruchtbar und zerstörerisch? Und doch wäre, wenn sich Nösel und Lewin getroffen hätten, die Hoffnung berechtigt gewesen, daß sie sich gegenseitig aufgefressen hätten. Uebrigens nahmen diese beiden Menschen ein tragisches Ende. Den Professor Nösel, der auch in einer Mädchenschule unterrichtete, fand man eines Tages erhängt, in dem Augenblick, wo er wegen unsittlicher Berührungen minderjähriger Schülerinnen verhaftet werden sollte. Lewin bekam eine lange Freiheitsstrafe wegen Beschimpfung, Verleumdung, Bedrohung und Erpressung. Diese Delikte hatte er aus Rache gegenüber einer jungen hübschen Studentin begangen, weil sie seine Bewerbungen beharrlich abwies. Dabei zeigte er eine solche Grausamkeit gegenüber seinem Opfer, welches er vernichten wollte, daß die Richter auf das höchste zulässige Strafmaß erkannten. Er ist in der Gefangenschaft an einer schmutzigen Krankheit — ich glaube Elefantiasis — gestorben.

Diese beiden Vernichter, der Professor und der Anarchist, schienen plötzlich, zu einer Person verschmolzen, in meinem Gegenüber aufzuleben.

Es war mir im späteren Leben gelungen, mich dem Einfluß dieser und ähnlicher mir nahenden Menschen zu entziehen, aber etwas Böses hatten sie für immer in mir zurückgelassen. Ich trug gewissermaßen zwei Intellekte in mir, einen geraden, Lancret verwandten, der mich, falls ich Zeit zur Sammlung hatte, bisweilen über die Sphäre der Alltagsmenschen erhob, und einen schiefen, der aus mir, wenn es im Augenblick zu handeln galt, oft das machte, was man einen „Schlemihl" nennt. Anstatt meiner wohl noch unklaren Natur vertrauensvoll zu folgen, maßregelte ich sie im Namen Nöselscher, Lewinscher oder anderer Prinzipien, um sie in einen ihr fremden, sie irreführenden Kurs zu zwingen. War nicht der Priester ein — vermutlich letzter — Abgesandter derselben feindseligen Macht gewesen? Wie gut, daß ich Lancrets Brief gefolgt war, denn hier fühlte ich mich plötzlich sicher, so widerwärtig mich auch die Begegnung mit dem Professor im Augenblick berührte.

Mit ungewohnter Klarheit erkannte ich jetzt diese Zweiheit meines Wesens, mein gutes und mein böses Ich, während mich der unheimliche Mensch anblickte, als habe sein mich maßregelnder Blick verderblich über meinem ganzen Leben gestarrt. Wenn auch innerlich bebend, suchte ich nun diesem spitzen kleinen Auge zu begegnen, das mich, wie ein falsches Signal, so oft hatte den Kurs verlieren lassen.

„Ach, da kommt dieser unangenehme Poseur", rief plötzlich der Professor, „ich gehe, schauen Sie, wie Sie ihm Stand halten, aber am Ende vertragen Sie beide sich ausgezeichnet." Mit meckerndem Lachen stand er auf, ging davon und hinterließ leichten Gestank.

7.

Ich sah einen hochgewachsenen Mann auf mich zukommen, der mir durch seine sonderbare Schönheit auffiel. Er war dem französischen Doktor nicht unähnlich, nur schien alles ins Monumentale gesteigert. Große helle Augen, eine ungemein weiße, klare Stirn, die dadurch von besonderer Höhe schien, daß sie in den sich lichtenden Scheitel überging, und nicht zum wenigsten ein langer, schmaler, brauner Bart, dem man liebevolle Pflege ansah, gaben diesem Manne eine erhabene Heiterkeit, die noch überzeugender wirkte, als das philosophische Gleichgewicht der durchdringenden, fast möchte man sagen, zu weltlichen Intelligenz des Doktors. Er hatte nichts von einem Philosophen oder Gelehrten, dazu sah er zu elegant aus, obgleich er in diesem Augenblick einen einfachen, hellen Gartenanzug trug. Seine langen, weißen, geistigen Hände — sie waren fast ein wenig zu groß — konnten an Pflege mit denen einer Halbweltkönigin wetteifern. Man hätte ihn vielleicht für einen indischen Rajah gehalten, der die Lehren der Brahmanen befolgt, aber die Heiterkeit seines Antlitzes war doch zu heidnisch-sinnlich. Besonders die tiefroten, starkgeschwungenen Lippen verrieten, daß dieser Mann, trotzdem man ihm fast fünfzig Jahre geben konnte, noch nicht zu küssen aufgehört hatte. Seine Formen mußten freilich bereits ein wenig fett sein, auch sah man an den Schweißperlen der weißen Stirn, daß er unter der Hitze litt. Man konnte sich ihn gut auf einer südlichen Terrasse ausgestreckt denken, umgeben von entzückenden Sklavinnen und blind gehorchenden Sklaven, die allein sein Wohlbefinden im Auge hätten. Dabei erinnerte nichts an die Grausamkeit eines orientalischen Despoten: abgesehen von kurzen Zornausbrüchen, zu denen seine nicht ganz heiteren Augen fähig schienen, war er gewiß ein sehr gütiger, großmütiger Herr, aber ein Herr, der aus seiner Natur heraus menschlich ist, nicht einer der mit seinen Dienern irgendwie parlamentiert.

Er redete mich in englischer Sprache an: „Als Sie mich vor einigen Jahren auf der Insel Tenerife verließen, befanden Sie sich in so schönem Gleichgewicht. Warum haben Sie die Ruhe, die damals in Ihnen war, wieder preisgegeben?“ Bei diesen Worten erkannte ich Sir Charles Bloom. Es ging mir wie mit Dr. Lancret. Warum hatte ich ihn nicht gleich erkannt? Was für eine fremde Atmosphäre lag um ihn, obgleich er sich gar nicht verändert zu haben schien? Ich habe Sir Charles in Kleinasien kennen gelernt. Ich lag an einer quälenden Ruhr in dem fliegenerfüllten Zimmer eines jämmerlichen Gasthauses und bemaß an den fünf täglichen Gebetsrufen des Muezzin auf der benachbarten Moschee, wie langsam die Stunden schlichen. Während ich gerade einmal gegen Sonnenuntergang in Halbschlummer lag, trat plötzlich Sir Charles in das verwahrloste, gekalkte Zimmer, das einen Augenblick von abendlicher Röte überschwemmt war. Er befand sich auf der Rückkehr von einer Expedition mit einer Schar von Dienern und Tragtieren, die Zelte und Proviant schleppten. Zufällig war er an dem Gasthaus vorbeigekommen, und man hatte ihm erzählt,

daß oben im „Staatszimmer" ein kranker Europäer liege. Mir erschien er, als seine hohe Gestalt im Licht der letzten Sonnenstrahlen vor meinem Bett stand, wie der Heilgott selbst. Er stärkte mich mit einigen Mitteln seiner vorzüglichen Reiseapotheke, und schon am nächsten Tag konnte ich in einem Damensattel auf dem Maultier den Weg bis zur Küste zurücklegen, wo uns die Yacht des Sir Charles aufnahm. In wenigen Tagen waren wir in Konstantinopel. Als die Silhouette der Moscheen und Minarehs von Stambul vor uns im ersten Morgenlicht lag, konnte ich mich als genesen betrachten. In langen Gesprächen, die wir abends auf Deck, in Hängematten liegend, angesichts des Sternenhimmels führten, während die schwarzen Schatten der griechischen Inseln an uns vorbeizugleiten schienen, waren wir Freunde geworden. Ich fühlte eine ungemein gute Wirkung von ihm auf mich übergehen.

Im folgenden Jahre habe ich ihn auf der Insel Tenerife besucht, wo er im Tal von Orotava in dem tropischen Garten La Paz sein weißes tenerifinisches Landhaus mit grüner canarischer Holzarchitektur bewohnte. Ich verbrachte einige heitere Wochen zwischen ihm und seinen schönen Töchtern, umgeben von Kunstwerken und anmutigen Tieren. Sir Charles lebte von seiner Gattin getrennt. Nur einmal erwähnte er sie mir gegenüber flüchtig, bat mich aber unmittelbar darauf, als bereue er seine Worte, niemals von ihr zu sprechen. Dieses Verhältnis schien der einzige Mißton in seinem glücklichen Leben zu sein. Sir Charles nannte sich einen Platoniker; er liebte es, die Welt bis ins Kleinste zu durchkosten, da in jedem Stäubchen der Abglanz der göttlichen Idee zu finden sei — und er fand sie, wenn wir beim Sonnenuntergang auf der Azotea saßen und Burgunder tranken und die starken Gerüche aus dem grellen Blumenmeer des Gartens zu uns aufstiegen. Die Blicke schweiften über graugrüne, wogende Bananen- und Zuckerplantagen bis zum Fuß des ungeheuren Pic de Teide, rosa und hellblaue Spiegelbilder der tiefen besonnten Wolken färbten den Ozean. Sir Charles ließ in solchen Stunden gern Gegenstände aus seinen Kunstsammlungen heraufbringen, — Gemälde von Tizian und Rubens schätzte er besonders — die uns bald in Schweigen versenkten, bald zu weitführenden Gesprächen veranlaßten. Und er fühlte denselben „göttlichen Funken", wenn wir nachts auf einer illuminierten Segelbarke ins Meer fuhren, eine Schar junger Fischer und Mädchen bei uns, und draußen eine Orgie veranstalteten, von deren Flammen wir uns in den Fluten des Ozeans kühlten.

Sir Charles konnte tun, was er wollte, nichts war ihm verboten, weil er für jeden so vollkommen das Ideal des „Herrn" erfüllte, daß niemand ihn anzutasten wagte. Dazu besaß er eine bestrickende Liebenswürdigkeit, wie sie nur die Gewohnheit der Sünde als unwiderstehliche Waffe verleiht, der die Tugend entraten zu können glaubt. Er lächelte über die Angst der Aristokraten vor dem Sozialismus. Unter seinem Blick zog jeder Arbeiter den Hut, und Sir Charles duzte ihn mit väterlichem Wohlwollen. Dabei verstand er es, die Leute durchaus nicht zu erniedrigen, im Gegenteil, sie fühlten sich durch

seine patriarchalische Liebenswürdigkeit, die fast Vertraulichkeit werden konnte, durch die Verbindlichkeit, mit der er Befehle erteilte, in ihrem Menschentum mehr gehoben und geschmeichelt, als durch theoretische Anerkennung der sozialen Gleichheit, die heimlich die tatsächliche Ungleichheit um so bitterer als Ohnmacht empfinden läßt. „Der Diener", sagte Sir Charles, „den Sie wie einen Gleichberechtigten behandeln, wird sich an Ihnen messen, und das macht ihn unzufrieden; der Diener, den Sie duzen, mißt sein Schicksal an dem anderer Diener und ist stolz, wenn er an Ihnen einen vollkommenen Herrn hat. Es ist nicht human, sondern geradezu unmenschlich, jemand zu behandeln, als sei er mehr, als er ist. Das läßt ihn erst seine Niedrigkeit empfinden." Sir Charles war dabei völlig frei von sogenannten Standesvorurteilen. Er liebte es, mit allen Klassen der Gesellschaft zu verkehren, und sich über Standesgenossen lustig zu machen, die er oft durch seinen Umgang und seine Gewohnheiten chokierte. Ich hatte das Gefühl, daß vor der Gebärde dieses Mannes selbst der Arm des preußischen Schutzmannes erlahmen oder die Unbestechlichkeit eines gerechten Richters scheitern könnte und verstand, wie einst in starken Oligarchieen, wo solche Typen vorherrschten, einige wenige Familien tun und lassen konnten, was sie wollten.

Während er nun den Platz einnahm, den der Professor leer gelassen hatte, entdeckte ich plötzlich die große Aehnlichkeit, die Sir Charles Bloom trotz seinem Bart mit dem glattrasierten Monsignore Francesco Pecca hatte, bei dem mir einst meine Freundin Giuseppina Cortis, von der ich nachher noch sprechen muß, eine Einladung verschaffte; ich hatte den Wunsch geäußert, einmal die italienische Küche auf ihrer Höhe kennen zu lernen, wie sie nur die untadelige Sorgfalt eines wirklich großen Hauses ermöglicht. Wir saßen lange bei der Tafel, und der etwas fette Monsignore mit den fast witzigen Gesichtszügen und den etwas üppigen, doch edeln Händen genoß die Speisen, wie die Verse seines Lieblingsdichters Martial, die er lächelnd zitierte und dann für Giuseppina in komischer Milderung des obszönen Inhalts übersetzte. Don Francesco war übrigens ihr Beichtvater, und so wird ihr ihre Liebe zu mir im Himmel wahrscheinlich nicht allzu hoch angerechnet werden, während ich bereit bin, dafür zu büßen, daß ich sie, wie man nachher erfahren wird, mit meiner nordländischen Kompliziertheit so sehr gequält habe.

Dieser Kompliziertheit wegen, welche die geraden Linien des Charakters verdirbt, schämte ich mich fast vor so großzügigen Naturen wie Sir Charles oder Don Francesco, in deren Gegenwart mir alle Nachdenklichkeit, Selbstquälerei und alles Zweifeln wie verächtliche Kleinigkeitskrämerei erschien. So sehr mich ihr Umgang anregte, bei ihnen fühlte ich doch, daß in mir eine natürliche Anlage zum Dasein in großem Zug zerbrochen war. Wodurch? Durch einen überwuchernden und ein wenig von dem Professor verderbten Intellekt. Wie ungequält und klar formulierte sich dagegen die Klugheit dieser Menschen, die ohne Widersprüche Platoniker, Epikuräer, Voltairianer und römische Prälaten sein konnten. Sie waren mir stets wohlgesinnt

und reichten mir in schwieriger Lage oft die Hand, mußten aber mit halb mißverstehendem, halb mitleidigem Achselzucken oft genug zusehen, wie ich ihnen entglitt und wie mein Inneres immer wieder zersetzenden Einflüssen erlag.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Von

Maria Gräfin Gneisenau.

Das Hochgemute.

Etwas das mehr ist, als Ihr Alle —
und niemals werdet Ihr verstehn,
daß nur veredelte Kristalle
in dieses letzte Leuchten gehn.
Und tragt ein lang vergangnes Sterben
im Unbewußten, wie ein Weinen —
vom ewig unerfüllten Werben
der Allzuvielen und Gemeinen. —

Von den Darbenden.

Und sind die Zagenden, die tastend an der Tür,
die offen steht, wie Blinde dem Beschreiten
von fremden Wegen, keine Möglichkeiten
mehr zutraun, hilflos warteten und für
das jämmerliche Flehen ihrer Gier —
ein Leeres ernten aus verlassenem Sollen,
das immer öder wird und nie ein Wollen.
Doch Einer führt sie fort im Dunkeln von der Tür.

Die Augen der Armen.

Sie sahen allzufrüh, was lange sonst
verborgen bleibt, vielleicht auch hafteten —
sie leer erstaunt an unbegriffenen Dingen
und wußten nur, daß irgendwelches Klingen
nicht kommen wollte und nicht war.

Und fühlten es im Letzten nebensächlich —
daß eines Himmels losgelöstes Blau
sich selten und verschoben in begrenzte —
halbblinde Fenster gab und ihnen glänzte
wie auf den weißen Haaren einer Frau.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General: Ich fürchte, Lesbia, die Dinge, die Sie entbehren können, sind die Dinge, die Sie nicht haben wollen.

Lesbia (von seinem Witz überrascht): Das ist nicht schlecht gesagt für den dummen Soldaten. Ja, Boxer, es ist wahr, ich hab' Sie nicht nötig genug, um das sehr unvernünftige Opfer zu bringen, das die Ehe verlangt. Und doch ist gerade das der Grund, warum ich heiraten sollte. Gerade weil ich die Eigenschaften besitze, die mein Land am meisten nötig hat, werde ich unfruchtbar in die Grube fahren; während die Frauen, die weder die Kraft haben, der Ehe zu widerstehen, noch die Intelligenz, die grenzenlose Erniedrigung, die in der Ehe liegt, zu begreifen, das England der Zukunft schaffen werden.

(Sie erhebt sich und geht auf das Arbeitszimmer zu.)

Der General (als sie an ihm vorübergehen will): Na, ich werde Sie nicht wieder fragen, Lesbia.

Lesbia: Ich danke Ihnen, Boxer. (Sie geht weiter zur Tür des Zimmers.)

Frau George: Sie sind mit ihm ganz fertig, nicht wahr?

Lesbia: Was die Ehe betrifft, ja. Das Feld ist frei für Sie, Frau George. (Sie geht in das Arbeitszimmer.)

Der General verbirgt das Gesicht in den Händen. Frau George kommt um den Tisch herum zu ihm.

Frau George (teilnahmsvoll): Sie ist eine nette Frau, wahrhaftig. Und ihre Schönheit ist auch von einer eigenen Art, ganz verschieden von jeder andern.

Der General (überwältigt): Oh, Frau Collins, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal. (Er erhebt sich überschwänglich.) Sie haben frosterstarrte Blüten zum Tauen gebracht (er küßt ihr die Hand): verzeihen Sie; ich danke Ihnen: Gott segne Sie — (er nimmt, übermannt, wieder seine Zuflucht zum Garten.)

Frau George (ihm triumphierend nachsehend): Da hätten wir den lieben alten Krieger noch eben auf dem Sprunge erwischt, wie?

Hotchkiß: Mir jetzt schon untreu?

Frau George: Ich bin nicht Ihr Eigentum, junger Mann, glauben Sie das nicht. (Sie geht zu ihm hinüber und sieht ihm ins Gesicht.) Verstehen Sie? (Er schließt sie plötzlich in seine Arme und küßt sie): Oh!

Wagen Sie das noch einmal, Sie junger Schuft, und ich schlag' einen Sessel an Ihrem Gesicht entzwei. (Sie ergreift einen und hält ihn in Bereitschaft) Jetzt sollen Sie mich einen Monat lang nicht zu sehen bekommen.

Hotchkiß (bedächtig): Ich werde Ihrem Gatten heute meinen ersten Besuch abstatten.

Frau George: Sehen Sie zu, wie er Sie empfangen wird, wenn ich ihm sage, was Sie eben getan haben.

Hotchkiß: Was kann er sagen? Was darf er mir sagen?

Frau George: Nehmen Sie an, daß er Sie aus dem Hause wirft.

Hotchkiß: Wie kann er das? Ich habe sieben Säbelduelle ausgefochten. Ich habe Muskeln aus Stahl. Nichts tut mir weh — selbst gebrochene Knochen nicht. Ein Kampf hat gar kein Interesse für mich,, weil er mir weder Angst noch Spaß macht und ich immer gewinne. Ihr Gatte ist in allen diesen Dingen wahrscheinlich ein Durchschnittsmensch. Er wird entsetzliche Angst vor mir haben; und wenn er mich angreifen wollte, aufgestachelt durch Ihre Gegenwart und Ihnen zuliebe und weil es unter gemeinen Leuten so üblich ist, würde ich ihn einfach schlagen und demütigen. (Er legt nach und nach seine Hände auf den Stuhl und nimmt ihn ihr fort, während seine Worte Satz für Satz zu Ende gehen): Ehe Sie ihn dem aussetzen, würden Sie doch wohl tausend gestohlene Küsse dulden, nicht wahr?

Frau George (in äußerster Verwirrung): Sie junge Viper!

Hotchkiß: Haha! Sie sind in meiner Gewalt. Das ist auch einer der Irrtümer in Ihrem Ehrenkodex für Gatten: der Mann, der die einschüchtern kann, darf ihre Frauen straflos beleidigen. Erzählen Sie's ihm, wenn Sie es wagen. Wenn ich Lust habe, mir zehn Küsse zu nehmen, wie wollen Sie das verhindern?

Frau George: Kommen Sie mir in die Nähe, und ich laß kein Haar auf Ihrem Kopfe.

Hotchkiß (ergreift geschickt ihre Handgelenke) Jetzt hab' ich Ihre Hände.

Frau George: Aber nicht meine Zähne: Lassen Sie los oder ich beiße. Ich beiß' zu, sag ich Ihnen! Lassen Sie mich los.

Hotchkiß: Beißen Sie nur: ich schmeck genau so schön wie George.

Frau George: Sie Biest. Lassen Sie mich los. Sie nennen sich Gentleman und nützen Ihre brutale Kraft gegen eine Frau aus?

Hotchkiß: Sie sind in jeder Beziehung stärker als ich, nur hierin nicht. Glauben Sie, daß ich meinen einzigen Vorteil fahren lasse? Versprechen Sie mir, mich zu empfangen, wenn ich heute nachmittag vorspreche?

Frau George: Nach dem, was Sie eben getan haben! Nicht, wenn es gälte, mein Leben zu retten.

Hotchkiß: Ich werde George amüsieren.

Frau George: Er wird nicht zu Hause sein.

Hotchkiß (in naiver Bestürzung): Soll das heißen, daß wir allein bleiben würden?

Frau George (ihre Hände triumphierend losreißend, daß sein Griff nachläßt): Aha! das hat Sie abgekühlt, was?

Hotchkiß (ängstlich): Wann ist George wieder zu Hause?

Frau George: Für Sie ist das ganz gleichgültig, ob er zu Hause ist oder nicht. Die Tür wird Ihnen vor der Nase zugeschlagen, wann immer Sie kommen.

Hotchkiß: Kein Londoner Bedienter ist stark genug, eine Tür zuzuhalten, wenn ich sie offen haben will. Sie können mir nicht entfliehen. Wenn Sie mir Trotz bieten, werd' ich Kohlenhändler, mache Georges Bekanntschaft auf der Kohlenbörse und tu ihm so lange schön, bis er mich einlädt, ihn zu besuchen, und Ihre Bekanntschaft zu machen.

Frau George: Wir haben keine Verwendung für Sie, junger Mann: weder George noch ich.

Sie segelt von ihm fort und setzt sich an das in der Nähe des Arbeitszimmers befindliche Ende des Tisches.

Hotchkiß (ihr folgend und den nächsten Sessel um die Tischecke herum nehmend): Ja, Sie haben eine. George kann für Sie nicht kämpfen: ich kann es.

Frau George (sich ihm zuwendend): Sie Raufbold. Sie niedriger Raufbold Sie.

Hotchkiß: Sie haben Mut und einen berückenden Zauber: ich habe Mut und ein paar Fäuste. Wir sind beide Raufbolde, Polly.

Frau George: Sie haben eine böse Zunge. Das ist Grund genug, Sie meinem Hause fernzuhalten.

Hotchkiß: Es muß wohl ein Kartenhaus sein. Ein Wort von mir zu George, das richtige Wort, im richtigen Tonfall gesprochen — und Ihr Haus stürzt zusammen.

Frau George: Deshalb sterb ich eben lieber, als daß ich Sie einlasse.

Hotchkiß: Dann werde ich morgen Kohlenhändler, so wahr Sie und ich leben. Georges Gefallen an unterhaltender Gesellschaft wird ihn mir in die Hände liefern. Ehe ein Monat um ist, wird mir Ihr Heim ausgeliefert sein.

Frau George (erhebt sich, aufs äußerste aufgebracht): Glauben Sie, daß ich mich in eine solche Falle locken lasse?

Hotchkiß: Sie sind schon darin. Die Ehe ist eine Falle. Sie sind verheiratet. Jedermann, der die Macht hat, Ihre Ehe zu zerstören, hat die Macht, Ihr Leben zu zerstören. Ich habe diese Macht über Sie.

Frau George (verzweifelt): Ist das Ihr Ernst?

Hotchkiß: Jawohl.

Frau George (entschlossen): Na, dann zerstören Sie meine Ehe und seien Sie —

Hotchkiß (sich erhebend): Polly!

Frau George: Lieber meinem Unglück Trotz bieten als Ihre Sklavin sein.

Hotchkiß: Was! Und George?

Frau George: Zwischen mir und George muß Ehre sein, muß Glück oder Unglück sein. Tun Sie Ihr Schlimmstes.

Hotchkiß (sie bewundernd): Sie sind wirklich meine Beute, Polly? Wagen Sie's, mich herauszufordern?

Frau George: Wenn Sie noch ein Wort an mich richten, kann ich mich nicht mehr beherrschen und vergreif mich an Ihnen.

Sie stürzt außer sich mit gekrümmten Fingern in großer Verwirrung an ihm vorbei zum andern Ende des Tisches.

Hotchkiß: Das macht allem ein Ende. Polly: ich bete Sie an: wir sind füreinander geboren. Da ich ein Gentleman bin, werde ich nie etwas tun, was Sie langweilen, beleidigen könnte; nur behalte ich mir das Recht vor, Ihnen ein blaues Auge zu schlagen, wenn Sie mich beißen; aber Sie werden mich nun bis an Ihr Lebensende nicht los.

Frau George: Ich werde Sie loswerden, wenn der Magistratsdiener Ihnen mit seinem Stab den Schädel einschlägt. (Sie wendet sich zum Turm.)

Hotchkiß (eilt zwischen dem Tisch und der Eichenkiste durch den Turm, um ihr den Weg abzuschneiden): Das sollen Sie nicht . . .

Frau George (schwer atmend): Nicht?

Hotchkiß: Nein, Sie sollen nicht. Ich habe noch einen Trumpf in der Hand, den Sie vergessen haben. Warum waren Sie so ganz anders, als Sie mit dem Bischof sprachen?

Frau George (über alle Maßen aufgeregt): Halt. Das nicht. Das sollen Sie achten, wenn Sie auch sonst nichts achten. Das verbiete ich Ihnen. (Er kniet zu ihren Füßen.) Was tun Sie? Stehen Sie auf: seien Sie kein Narr.

Hotchkiß: Polly: ich bitte Sie fußfällig, mich heute nachmittag Georges Bekanntschaft bei Ihnen zu Hause machen zu lassen. Ich werde auf den Knien liegen bleiben, bis der Bischof hereinkommt und uns sieht. Was wird er dann von Ihnen denken?

Frau George (beiseite zu sich selbst): Wo ist die Feuerzange?

Sie eilt an den Kamin; ergreift die Feuerzange; und eilt auf Hotchkiß zu, der zur Tür des Arbeitszimmers flieht. Der Bischof tritt in diesem Augenblick

ein und kommt zwischen beide zu stehen, mit knapper Not einen Schlag mit der Feuerzange entgehend.

Der Bischof: Schlagen Sie ihn nicht, Frau Collins. Er ist mein Gast.

Frau George wirft die Feuerzange fort; sinkt in den nächsten Stuhl und bricht in Tränen aus. Der Bischof geht zu ihr und klopft sie tröstend auf die Schulter. Ein Schauder durchzuckt sie bei dieser Berührung.

Der Bischof: Beruhigen Sie sich! Sie sind im Hause Ihrer Freunde. Können wir Ihnen helfen?

Frau George (zu Hotchkiß, auf die Tür des Arbeitszimmers weisend) Dort hinein mit Ihnen. Man braucht Sie hier nicht —

Hotchkiß: Sie begreifen, Eminenz, daß Frau Collins für diesen Auftritt nicht verantwortlich ist. Ich fürchte, ich bin ziemlich aufreizend gewesen.

Der Bischof: Ich kann mir das wohl vorstellen, Sinjon.

Hotchkiß geht in das Arbeitszimmer.

Der Bischof: (wendet sich zu Frau George in der freundlichsten Art): Ich bedaure, daß Sie Unannehmlichkeiten hatten. (Er setzt sich ihr zur Linken.) Lassen Sie ihn laufen. Ein wenig Mut, ein wenig Fröhlichkeit des Herzens, ein wenig Beten; und Sie lachen über ihn.

Frau George: Unbesorgt. Ich besitze das alles. Mein Fehler war ebenso groß wie der seine; und ich hätte ihn mit einem Schlag dieser Feuerzange auf den Kopf zur Vernunft gebracht, wenn Sie nicht eingetreten wären.

Der Bischof: Sie hätten ihn auf diese Art in den Sarg bringen können, Frau Collins. Und das hätte mir sehr leid getan, weil wir Sinjon alle sehr gut leiden können.

Frau George: Ja, es ist Ihre Pflicht, mich zu tadeln. Aber glauben Sie, daß ich das nicht weiß?

Der Bischof: Ich tadle Sie nicht. Wer bin ich, daß ich das Recht hätte, Sie zu tadeln? Uebrigens weiß ich, daß es Auseinandersetzungen gibt, bei denen die Feuerzange das einzig mögliche Argument ist.

Frau George: Eminenz, bitte, nehmen Sie mich ernst. Ich bin wahrscheinlich ein sehr komisches Frauenzimmer, aber ich komme von derselben Werkstatt wie Sie. Vor Jahren hörte ich Sie das selbst sagen.

Der Bischof: Ganz richtig; aber dann bin ich ein sehr komischer Bischof. Da wir nun beide komische Menschen sind, wollen wir nicht vergessen, daß der Humor eine göttliche Eigenschaft ist.

Frau George: Ich weiß nichts von göttlichen Eigenschaften oder wie Sie das nennen mögen; aber ich fühle es, wenn man mich verkleinern will. Sie haben mich zuerst Selbstachtung gelehrt, Sie haben

mich befähigt, gefahrlos wilde und eigensinnige Gegenden zu durchschreiten. Machen Sie jetzt nicht Kehrt vor Ihrer eigenen Lehre.

Der Bischof: Ich bin kein Lehrer, nur ein Reisegefährte, den Sie nach dem richtigen Weg gefragt haben. Ich wies nach oben — nach oben von meinem Platze aus, so gut wie von dem Ihren.

Frau George (erhebt sich und steht beinahe drohend über ihm): So wahr ich ein lebendiges Weib bin, werde ich mich töten, wenn ich entdecke, daß Sie ein Heuchler sind.

Der Bischof: Was! Sie töten wegen einer Entdeckung? Weil Sie durch eine solche weiser und daher ein besseres Weib würden? Was für ein schlechter Grund!

Frau George: Ich habe manchmal daran gedacht, zuerst Sie und dann mich zu töten.

Der Bischof: Weshalb um alles in der Welt wollten Sie sich töten — von mir gar nicht zu sprechen?

Frau George: Damit wir unser Stelldichein im Himmel einhalten können.

Der Bischof (erhebt sich und starrt ihr atemlos ins Gesicht): Frau Collins! Sie sind Incognita Appassionata!

Frau George: Sie haben also meine Briefe gelesen? (Mit einem Seufzer dankbarer Befreiung, setzt sie sich ruhig nieder und sagt): Ich danke Ihnen.

Der Bischof (reuevoll): Und ich habe den Zauber zerstört, indem ich Sie hierher bat. (Er setzt sich.) Können Sie mir je verzeihen?

Frau George: Sie konnten doch nicht wissen, daß ich nur die Frau eines Kohlenhändlers sei, nicht wahr?

Der Bischof: Warum sagen Sie nur die Frau eines Kohlenhändlers?

Frau George: Viele Menschen würden sich darüber lustig machen.

Der Bischof: Arme Menschen! Es ist so schwer zu wissen, wann das Lachen am Platz ist, nicht wahr?

Frau George: Ich wollte nicht in Ihnen den Glauben erwecken, die Briefe seien von einer feinen Dame. Ich schrieb auf billigem Papier; und konnte niemals orthographisch schreiben.

Der Bischof: Ich auch nicht. So hatte das keine Bedeutung für mich.

Frau George: Nur eins möchte ich, daß Sie es wüßten.

Der Bischof: Ja?

Frau George: Wir haben Ihren Freund nicht betrogen. Die Kohlen waren genau so gut, wie sie für dreizehn Schilling die Tonne sein konnten.

Der Bischof: Das ist wichtig. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung.

Frau George: Ich habe Ihnen noch etwas anderes zu sagen; aber wollen Sie so gut sein, jemand herzubitten, der hierbleiben kann, solange wir zusammen sprechen? (Er erhebt sich und wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.) Keine Frau, wenn Sie nichts dagegen haben. (Er nickt verständnisvoll und geht weiter): Auch keinen Mann.

Der Bischof (innehaltend): Keine Frau und auch keinen Mann! Kinder haben wir keine mehr, Frau Collins. Sie sind alle erwachsen und verheiratet.

Frau George: Der andere Geistliche könnte es sein.

Der Bischof: Was! Der Totengräber?

Frau George: Ja. Er wird mir doch nicht zürnen, daß ich ihn so nannte, wie? Es war nur meine Unwissenheit.

Der Bischof: Gewiß nicht (Er öffnet die Tür des Arbeitszimmers und ruft): Soames! Anthony! (Zu Frau George.) Nennen Sie ihn Vater: er hat das gern. (Soames erscheint in der Tür des Arbeitszimmers.) Frau Collins wünscht, daß Sie zu uns kommen, Anthony (Soames sieht verdutzt aus.)

Frau George: Sie haben doch nichts dagegen, Papa, nicht wahr nein? (Da er bei dieser Begrüßung zusammenzuckt, was den Rat des Bischofs schwerlich rechtfertigt, so sagt sie besorgt): Sie sagten mir doch, daß ich ihn so nennen sollte, nicht?

Soames Ich werde „Vater Anthony" genannt, Frau Collins. Aber es ist einerlei, wie Sie mich nennen. (Er kommt herein und geht an ihr vorüber an den Kamin.)

Der Bischof: Frau Collins hat mir etwas zu sagen, Sie möchte, daß Sie es hören.

Soames: Ich höre.

Der Bischof: (geht zu seinem Sitz zurück in ihre Nähe): Nun.

Frau George: Eminenz, Sie hätten nie heiraten sollen.

Soames: Diese Frau hat göttliche Eingebungen. Hören Sie ihr zu, Eminenz.

Der Bischof (durch das Unvermittelte des Angriffs verwirrt): Ich heiratete, weil ich in Alice so sehr verliebt war, daß mir alle Schwierigkeiten, Zweifel und Gefahren der Ehe bedeutungslos schienen.

Frau George: Ja, es ist erbärmlich, arme, junge Dinger in diesem Zustand so weit kommen zu lassen. Würden Sie jetzt, wo Sie besser Bescheid wissen, heiraten, wenn Sie Witwer wären?

Der Bischof: Jetzt bin ich alt. Es wäre einerlei.

Frau George: Aber wenn es nicht einerlei wäre, würden Sie es dann tun?

Der Bischof: Ich glaube, ich würde wieder heiraten, damit sich niemand einbilden könnte, daß meine Ehe mit Alice unglücklich gewesen sei.

Soames (streng): Lieben Sie Ihre Frau mehr als Ihr Seelenheil?

Der Bischof: Oh, sehr viel mehr. Wenn Sie einem Manne begegnen, dem besonders viel an seinem Heil gelegen ist, so sehen Sie sich nach einer Frau um, der besonders viel an ihrem Charakter gelegen ist, und verheiraten Sie die beiden, sie werden ein vollendetes Paar abgeben. Ich rate Ihnen, sich zu verlieben, Anthony.

Soames (mit Entsetzen): Ich!!!!

Der Bischof: Ja. Sie! bedenken Sie, was das bei Ihnen heißen würde. Ihrer Frau zuliebe würden Sie des Geldes wegen selbstlos und fleißig sein, statt selbstsüchtig, faul und gleichgültig dagegen zu sein. Ihrer Frau zuliebe würden sie aus demselben Grunde Wert auf Beförderung legen. Um ihretwillen würden Sie auf Ihre Gesundheit, Ihre Erscheinung, die gute Meinung Ihrer Mitgeschöpfe Wert legen und alle die wirklich wichtigen Dinge vollbringen, denen zuliebe die Menschen arbeiten und streben, anstatt ziellos ihr „Seelenheil" zu hegen und zu pflegen.

Soames: Mit einem Wort, wegen der einen Todsünde sollte ich allen anderen Todsünden nachjagen.

Der Bischof: Heiliger Anthony! Versuchen Sie ihn, Frau Collins, versuchen Sie ihn!

Frau Collins (erhebt sich und blickt seltsam vor sich hin): Hüten Sie sich, Eminenz: Sie haben noch immer die Macht, mich Ihren Befehlen zu unterwerfen. Und Sie, Herr Totengräber, hüten Sie sich vor einem leeren Herzen.

Der Bischof: Jawohl. Die Natur verabscheut ein Vakuum, Anthony. Ich hätte Angst, mit einem leeren Herzen umherzugehen: denn das erste Mädchen, dem ich begegnete, würde durch bloßen Luftdruck hineinfliegen. Alice hält jetzt andere Frauen fern. Frau Collins weiß es.

Frau George (ein leichter Krampf überläuft sie wie eine Welle): Ich weiß mehr als irgend einer von euch. Der eine von euch beiden hat seine erste Liebe noch nicht erschöpft, und der andere hat sie noch nicht erreicht. Aber ich — ich — (Sie wankt und wird wieder von einem Krampf geschüttelt.)

Der Bischof (sie vor dem Hinfallen bewahrend): Was ist denn los? Sind Sie krank, Frau Collins? (Er bekommt sie in ihren Sessel zurück.) Soames: im Arbeitszimmer steht ein Glas Wasser — rasch. (Soames eilt zur Tür des Arbeitszimmers.)

Frau George: Nein. (Soames hält inne.) Rufen Sie nicht. Bringen Sie auch nichts. Hören Sie nichts?

Der Bischof: Nichts Ungewöhnliches.

(Er setzt sich, sie mit lebhafter Ueberraschung und Anteilnahme beobachtend.)

Frau George: Keine Musik?

Soames: Nein. (Er stiehlt sich an das Ende des Tisches und setzt sich zu ihrer Rechten, gleichfalls lebhaft interessiert.)

Frau George: Sehen Sie nichts — nicht ein großes Licht?

Der Bischof: Wir wandeln noch im Dunkel.

Frau George: Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirne: die Hand mit dem Ring.

Er tut es. Die Augen schließen sich.

Soames (zur Prophezeiung inspiriert): Es war einmal eine Frau, die Frau eines Kohlenhändlers, die eine große Sünderin gewesen —

Der Bischof, stutzig, nimmt die Hand fort. Frau Georges Augen öffnen sich lebhaft, während sie Soames unterbricht.

Frau George: Sie prophezeien falsch, Anthony: ich habe in meinem ganzen Leben niemals irgend etwas getan, das mir nicht befohlen wurde. (Ruhiger): Ich bin ich selbst gewesen. Ich habe keine Furcht vor mir selbst gehabt. Und endlich bin ich mir selbst entronnen und bin eine Stimme für jene geworden, die sich fürchten zu sprechen und ein Weinen für die Herzen, die schweigend brechen.

Soames (flüsternd): Ist sie inspiriert?

Der Bischof: Wunderbar. Still.

Frau George: Ich habe das Recht zu sprechen erworben. Ich habe es gewagt: ich bin hindurch geschritten: ich bin nicht versengt im Feuer hingesunken: ich bin endlich wieder emporgetaucht, darüber erhaben, was jenseits des Abschieds liegt.

Der Bischof: Und was sehen Sie dort, jenseits des Abschieds?

Soames (hungrig): Geben Sie uns Ihre Botschaft.

Frau George (mit tieftraurigem Vorwurf): Als ihr mich liebtet, gab ich euch die ganze Sonne und die Sterne, damit zu spielen. Ich gab euch Ewigkeit in einem einzigen Augenblick, die Kraft der Berge in einer einzigen Umarmung und den Inhalt aller Meere in einer Regung eurer Seelen. Einen Augenblick nur; aber war das nicht genug? Wurdet ihr dadurch denn nicht für den ganzen Rest eurer Erdenkämpfe entschädigt? Muß ich auch noch eure Kleider reinigen und eure Dielen fegen? War es nicht genug? Ich zahlte den Preis, ohne zu feilschen: ich habe die Kinder geboren, ohne mit einer Wimper zu zucken: war das ein Grund, mir neue Lasten aufzubürden? Ich trug das Kind in meinen Armen: mußt ich auch noch den Vater tragen? Als ich euch Himmelstore auftat, waret ihr blind? war es nichts für euch? Als alle Sterne in euren Ohren sangen und alle Winde euch in das Herz des Himmels trugen, waret ihr taub? waret ihr schwer-

hörig? war ich euch nicht genug? Wir haben die Ewigkeit gemeinsam erschöpft; und ihr verlangt von mir noch eine weitere kleine Lebensfrist. Wir besaßen das ganze Weltall zusammen; und ihr verlangt von mir auch noch meinen kärglichen Lohn. Ich habe euch der Dinge größtes gegeben; und ihr verlangt Kleinigkeiten von mir. Ich schenkte euch eure eigene Seele: Ihr verlangt meinen Leib als Spielzeug. War es nicht genug? War es nicht genug?

Soames: Verstehen Sie das, Eminenz?

Der Bischof: Ja, ich habe das vor Ihnen voraus, Anthony, Alice sei's gedankt. (Er ergreift Frau Georges Hand): Ihre Hand ist sehr kalt. Können Sie wieder auf die Erde herab kommen? Erinnern Sie sich, wer Sie sind und wer ich bin?

Frau George: Mir war es genug. Ich habe nicht verlangt, Ihnen zu begegnen — Sie zu berühren — (Der Bischof läßt rasch ihre Hand los.)

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

In Erwartung der Finanzreform, anders läßt sich die Haltung der Börse heute nicht erklären! Immerhin bedeutet unsere nachträgliche Geschäftsstille im Verhältnis zum Vorjahre noch die dreifache Lebhaftigkeit, während doch unsere Flottenfrage, besonders nach den Reden von Rosebery und Grey beständig ernster wird. Nur die hieran sich knüpfenden Steuerbefürchtungen bewogen unsere Kapitalisten, ihre einheimischen Fonds weiter so umfassend abzugeben, daß die Interventionen der Seehandlung und der Großbanken von zwingender Notwendigkeit blieben. Wenn man gegen diese tiefen Schatten das Licht der italienischen Märkte setzt! Sind bei uns 100 Obligationen der Meridional- oder Mittelmeerbahn (staatlich garantiert) zu verkaufen, so geht das spielend vor sich. Werden aber ein paar Tage später auch nur 10 Stück gesucht, so bereitet das Schwierigkeiten, weil eben das Heimatland jedes Anlagematerial aufnimmt und fast nichts herausgibt. Die Vielen, welche bei uns ihre Konsols und Reichsanleihe verkauften, scheinen sich dafür Industrieaktien hinzulegen (denn der Ratschlag der Wechselstuben wiegt schwer!) — aber auch Minenshares. Das ist eine Hausse, die schier unzähligen deutschen Händen frisches Geld gebracht hat, unzähligen Sparbüchsen mit nur einem oder zwei Papieren und wiederum unzähligen Wohlhabenden mit einem Besitz, den die Jahre fast schon rosten gemacht. All dies wird jetzt unter außerordentlichem Nutzen bar bezahlt, und solche Unsummen sind es gerade gewesen, die uns seit dem Jahre 1906, wo wir in unserer Industrie einem starken Barbedarf begegneten, tatsächlich gefehlt hatten. Allein, so wird man einwenden, das Publikum kauft doch auch gegenwärtig wieder jene so teuer gewordenen Shares. Gewiß! Nur daß sie nunmehr auch wieder Geld darauf bekommen. Randmines zu 5 Pfund beleiht man eben weniger schlank, als wenn der Kurs 11 Pfd. steht. Augenblicklich schaut ja die Minenhausse etwas ermüdet drein, man muß sich aber immer vorhalten, daß einstweilen noch die Londoner Großen ein Interesse daran haben, das allgemeine Feuer nicht verlöschen zu lassen. Natürlich verzeichnen unsere Banken bereits höchst reiche Transvaalgewinne, obzwar sie über die endliche Entleerung ihrer alten Pakete lieber schweigen. In Wahr-

heit sind diese Erscheinungen interessanter, als z. B. die fortlaufenden Diskussionen über den 3 Millionen-Kredit, den die Handelsgesellschaft einer einzigen Lederfabrik eingeräumt hatte. Wird doch hierbei eine wichtige Fragestellung ganz unterlassen. Nämlich, ob sich Herr Fürstenberg selbst um solche Kredite gar nicht kümmert, sondern dieselben den Leitern von der Konto-Korrentabteilung überläßt. Und es genügt keineswegs nach Monaten zu hören, daß etwa Herr X oder Herr Y aus Gesundheitsrücksichten ihren bisherigen Wirkungskreis verlassen. Unseren Bergwerksaktien sucht man durch die effektvollsten Drahtmeldungen aus Amerika aufzuhelfen, die aber mit Vorsicht zu genießen sind, selbst wenn darin Kuhn, Löb, Morgan und die National City Bank so einträchtig auftreten, wie die Urkantone auf dem Rütli. Andererseits sieht man z. B. die Laurahütte keineswegs bemüht, ihre Verhältnisse günstig darzustellen. Denn die Herren betonten die Depression in der Hüttenindustrie, während doch gerade diese Gesellschaft in früheren Jahren bis 70 Proz. ihres Gewinnes allein aus der Kohlenindustrie zog. Einzig Deutsch-Luxemburger bewahren eine auffallende Festigkeit. Eine Minorität unter den Kapitalisten, die gern rechnet, kauft Lombardische Prioritäten, um $4^1/_3$ Proz. zu machen, und ebenso erregen Madrider Lose, die mit $3^3/_4$ Proz. rentieren, eine gewisse Aufmerksamkeit. Dies aber nur, weil die Franzosen als Käufer auftreten.

* * *

Eine Seeschlange konnte es kaum sein, jene merkwürdige Depesche, wonach Oesterreich und Deutschland zur Aufhebung der Dette Publique in der Türkei ihre grundsätzliche Zustimmung bereits gegeben hätten. Denn für Eingeweihte kam diese Depesche aus den Kreisen des Wiener Fremdenblattes, also aus einem ganz offiziösen Organ. Dank der englischen Krankheit, an der heute die europäische Politik laboriert, stehen, wie dies hier schon früher befürchtet wurde, auch viele auswärtigen Wirtschaftsverhältnisse im Zeichen der diplomatischen Schachzüge. Ein derartiger Gegenzug schien es nun wohl sein, falls unsere Reichsregierung der jungtürkischen Herrschaft mit der Versicherung geschmeichelt hätte, daß seit dem Einzuge des Fortschrittes (!) im Yildiz-Kiosk keine europäische Schuldenverwaltung mehr nötig sei. — Eine Ungeheuerlichkeit, sowohl hinsichtlich der Wahrheit an sich, als auch hinsichtlich des etwaigen Wort- und Vertragsbruches an allen Besitzern von Turbanwerten! Vorsichtig und kleinlich ward jene Zustimmung zwar nur eine prinzipielle genannt, aber gerade diese angeblich sachliche Ueberzeugung bliebe das Allerfalscheste. Denn es wäre nicht wahr, daß die Deutsche Bank, die Eisenbahngesellschaften, die Tabakregie, die Ottomanbank und endlich die Dette Publique selbst, in irgend einem ihrer Mitglieder der administrativen Unabhängigkeit der Türkei zustimmen könnten. Unsere Staatsmänner würden auch dem neuen Regime ungleich besser dienen, wenn sie dessen Machthabern über ihre finanziellen Fähigkeiten, oder Unfähigkeiten nicht den geringsten Zweifel liessen. Statt dessen schien man aber wieder von Fall zu Fall klug sein zu wollen, ohne es sich zu überlegen, daß in dem Augenblick, wo jene Schuldenkontrolle wirklich aufhörte, alle türkischen Werte im Kurszettel gestrichen sein würden. Wenigstens müßte dann jedes ernsthafte Blatt in Deutschland, England und Frankreich die Kapitalisten warnen, diese Papiere noch länger zu behalten. Nachträglich spricht man denn auch nur von der mazedonischen Schuldenverwaltung.

* * *

Zu viele „Gefährten" befürchteten ehemals die großen Berliner Spekulanten, falls sie sich ein ordentliches Decouvert anschafften, oder, was ihnen zumeist widernatürlich schien, ein großes Hausseengagement eingingen. D. h. sie zürnten denen, die ihnen nachhandelten und ihnen somit nach oben oder nach unten die Kurse verdarben. Aehnlich ergeht es jetzt unseren Bankiers, die sich kaum anschicken, gegen ihre weiteren Belastungen Enttäuschungsmeetings einzuberufen, als sie auch schon „Gefährten" bekommen, an deren Mitreise in das dunkle Land der Steuerproteste nur zu wenig gelegen ist. Wir sind nun einmal leider noch keine solche Gleichheitsmenschen, um den Ernst zu bewahren, falls wir neben der Hochfinanz auch die Friseure und Barbiere sich vor den neuen Erhöhungen bekreuzen sehen. Für einen Satz etwa: was dem Einen seine Otavi sind, ist dem Andern sein Heliotrop! sind wohl einstweilen noch keine Verstehenden zu finden! Keinenfalls haben sich aber jene Friseure und Barbiere ärger benommen als vor Monaten die

Elektrizitätsleute, welche bekanntlich nicht zurückscheuten, eine Kohlensteuer zu empfehlen. Diese Abwälzungsmethode hat ja auch bereits ihre ehrenvolle Auszeichnung erfahren, indem sich der konservativ-klerikale Block bei seinen Vorschlägen gegen den Kohlenexport ausdrücklich auf die Heroen unserer Elektrizitätsindustrie zu beziehen vermochte. Nur bleibt es immer die Frage, ob nicht gerade innerhalb des Bank- und Börsenwesens verschärfte Lasten zum Gesetz erhoben werden könnten, die auf der andern Seite dem fiskalischen Geldbeutel unvergleichlich mehr schaden. Es sei hier nur an das Stempelgesetz erinnert, wodurch Aufträge auch für fremdländische Rechnung belastet wurden. Früher pflegten Belgien, Holland, besonders noch die Schweiz ihre regelmäßigen Anlagekäufe in Oesterreichischen und Ungarischen Werten durch Vermittlung des Frankfurter Platzes besorgen zu lassen, weil dort auch Gegenrechnung in anderen Papieren vorhanden war. Nachdem aber hiermit noch Stempelkosten verbunden wurden, trat die naturgemäße Verschiebung nach Wien ein, wo solche Weiterungen von selbst fortfielen. Auf diese Weise gehen uns jetzt schon seit vielen Jahren Millionen und Millionen an Provisionen verloren, ebenso an Courtagen für die Makler, — Summen, die uns vom Auslande einflossen. Also nicht nur London, wie Schulze-Gävernitz frei nach Siemens zn beweisen wünscht, sondern auch Wien hat auf Kosten der deutschen Geschäfte durch unsere kurzsichtige Gesetzgebung stark an Bedeutung gewonnen.

* * *

Neue Anleihen in Hülle und Fülle; gute und schlechte, mittelgute sowie auch solche, über deren Sicherheit keine Einmütigkeit besteht. — Argentinien vermehrt seine Nationalcedulas, die selbst in den schlimmsten Zeiten im Gegensatz zu den Provinzialcedulas ihren Zinsendienst aufrecht erhalten konnten. Kenner der dortigen Verhältnisse glauben, daß die Art der hypothekarischen Beleihung eine sorgfältige sei, so daß es interessant wäre, in diesen Modus einmal tiefer hineinzublicken. — Dagegen erhält natürlich Serbien nur einen Bruchteil der gewünschten Millionen, wobei die Pariser viel zu höflich, den großen Rest nur als aufgeschoben bezeichneten. — Stockholm hat eine sehr große Emission zustandegebracht, zu deren Uebernahmsfirmen nach alter Tradition auch Hamburger Banken gehören. Warum beschränkt man also die Zeichnung nur auf Frankreich? Wahrscheinlich wollen die Franzosen nicht erst später den deutschen Teilbetrag — zu höheren Kursen aufnehmen, wie dies so oft schließlich bei fremden Werten geschieht. Was die vielen neuen Anleihen innerhalb unserer eigenen Industrie betrifft, so nahen sie, bei einstweilen auch noch so schärfster Ableugnung.

Slawische Wahnideen.

Von Staatsanwalt Spatz.

Der Gedanke des Panslawismus hat in den letzten Jahren mit überraschender Stärke und Schnelligkeit Verbreitung gefunden. Seine Anfänge reichen zwar bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, sein Inhalt und sein Wesen hat sich aber im Laufe der Entwicklung sehr wesentlich verändert. Während der erste allslawische Kongreß, der im Jahre 1848 in Prag stattfand, lediglich insoweit allslawischen Charakter hatte, als er für alle Slawen die konstitutionelle Selbstregierung verlangte, hat sich der im vergangenen Jahre in derselben Stadt abgehaltene Kongreß auf rein nationale und allslawische Grundlage im modernen Sinne gestellt und deutlich genug die einheitliche Zusammenfassung des gesamten Slawentums und die geschlossene Bekämpfung des vermeintlich gemeinsamen Gegners als sein Ziel gezeigt. Dieser gemeinsame Gegner soll das Deutschtum sein, oder vielmehr der Pangermanismus, der angeblich immer weiter angriffsweise vordringt. Das Erwachen des nationalen Geistes mit seiner Förderung der Gegensätze hat dem Slawen gezeigt, daß der Deutsche auf fast allen Gebieten der Uebermächtige ist. Seine Eitelkeit verbietet ihm aber, als den richtigen Grund hierfür die intellektuelle Ueberlegenheit und die wirtschaftliche Befähigung zu erkennen, und führt ihn zu der Annahme, die Ursache sei in dem unberechtigten und anmaßenden Bestreben des Deutschen zu suchen, sich auf fremde Kosten vorzudrängen und auszubreiten. Dieses Leitmotiv kehrt überall wieder, wo die deutsch-slawischen Gegensätze aufeinanderstoßen. Es folgen ihm die polnischen Abgeordneten, die in deutschen Parlamenten überall hakatistische Umtriebe wittern, die

tschechischen, wenn sie ihre Wähler zu den gröbsten Ausschreitungen anfeuern, die slowenischen bei Vertretung ihrer Forderung nach einer slowenischen Universität.

Seit einigen Jahren findet diese Idee auch in Rußland einen starken Widerhall. Ein bedeutender Teil der russischen Presse hat sie übernommen und verbreitet sie im russischen Volke. Auch in der russischen Volksvertretung hat sie bereits stark an Boden gewonnen. Als tatkräftigster Vertreter der Idee in der Duma darf wohl der Graf Bobrinski gelten, der der gemäßigten Rechten angehört. Mit Zähigkeit widmet er sich dem Ziele, besonders die Russen, Polen und Tschechen in gemeinsamer Schlachtlinie gegen das Deutschtum zu vereinigen. Bisher freilich mit nicht zu großem Erfolge. Denn auch ihm ist es noch wenig gelungen, die Gegensätze auszugleichen, die Russen und Polen beispielsweise in der ruthenischen Frage trennen und die Polen und Tschechen in Oesterreichisch-Schlesien gegeneinanderführen. Bemerkenswert für sein Bestreben, einem angreifenden Pangermanismus Russen und Polen als gemeinschaftlichen Feind vor Augen zu führen, ist seine Rede in der Duma am 1. April d. J., die von der deutschen Presse leider nur wenig beachtet worden ist. Er behauptete nicht mehr und nicht minder, als daß der Pangermanismus zielbewußt eine strategische Kolonisation der russischen Westprovinzen ins Werk gesetzt habe. Er wies darauf hin, daß in Russisch-Polen etwa eine halbe Million Deutscher wohne. Diese seien nach bestimmtem Plane von pangermanistischer Seite angesiedelt, um das Land militärisch dem Deutschtum zu sichern. Der beste Beweis hierfür liege nicht nur darin, daß in den großen Städten wie Lodz, Kalisch und Warschau die Deutschen fortgesetzt an Zahl und Macht gewännen, sondern auch darin, daß wichtige Festungen schon fast in deutscher Hand seien; so wohnten um Kowno herum bereits 15 000 und um Dubno herum in weiterem Umkreise etwa 300 000 Deutsche, und diese hätten schon fast alles Land zwischen den Festungen und den Forts durch Kauf in ihren Besitz gebracht.

Durch diese Rede, die übrigens nicht ohne Beifall blieb, wird die Aufmerksamkeit gelenkt auf eine bisher wohl in Deutschland noch unbekannte Broschüre, der ihre wesentlichen Gedanken und Angaben offensichtlich entnommen sind. Diese Broschüre, genannt „Die Deutschen im Königreich Polen“ und verfaßt von einem Stephan Gorski (Warschau 1908), bietet geradezu ein Musterbeispiel für die slawische Wahnidee des pangermanistischen Schreckens und verdient deshalb ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt.

Sie sucht zunächst die Entstehung deutschen Lebens in Rußland und besonders Russisch-Polen historisch zu entwickeln. Sie führt diese zurück auf die Zeit des ehemaligen Südpreußen. Damals habe Friedrich Wilhelm III. Tausende von deutschen Ansiedlern angesetzt. Schon zu dieser Zeit sei der Zweck der Berliner Regierung gewesen, das Deutschtum zum ausschlaggebenden Faktor zu machen, das sich militärisch des Landes bemächtigen solle, und die Polen zu entnationalisieren. Diese Ansiedler seien der „Auswurf der deutschen Bevölkerung“ gewesen, der „unter dem Deckmantel der Ehrlichkeit nichtswürdige Absichten verborgen“ habe. Dieses absprechende Urteil hindert den Verfasser aber nicht daran, einige Zeilen später zu erwähnen, daß diese deutschen Ansiedler notwendig gewesen seien, um dem damals verödeten Lande wirtschaftlich aufzuhelfen und daß sie viel zur Begründung wichtiger Unternehmungen im Interesse des Landes beigetragen hätten. In den folgenden Jahrzehnten hätten dann die polnischen Behörden ständig weiter den Zuzug von deutschen Ansiedlern aus wirtschaftlichen Gründen begünstigt. Das habe die preußische Regierung dazu ausgenutzt, ihr militärisches Sicherungsnetz immermehr zu ergänzen. Bis heute fahre sie darin fort; beharrlich führe sie noch jetzt die Politik Friedrich Wilhelms III. weiter. Dieser historische Rückblick — dies sei gleich hier eingeschaltet — läßt nach der tatsächlichen Seite hin völlig außer Betracht, daß die deutsche Einwanderung bedeutend weiter zurückreicht. Schon vor Jahrhunderten lag ja Handel und Gewerbe der polnischen Städte fast ausschließlich in deutschen Händen. Es sei aber beispielsweise auch an die große Ansiedlung deutscher Bauern zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts

erinnert, deren Spuren noch heute in der Ostmark deutlich sichtbar sind.

Die deutschen Ansiedlungen in Russisch-Polen sind, soweit sie ländlich sind, hauptsächlich längs der schiffbaren Flußläufe und der Eisenbahnstrecken vorhanden. Darin sieht Gorski preußisches System. Nach seiner Meinung soll dadurch für deutsche Invasion der Weg vorbereitet werden, der Weichsel, Bug, Njemen und Warthe entlang durch Russisch-Polen über die Ukraine nach dem Bosporus und bis Kleinasien führt. Etappen auf diesem Wege seien durch die deutschen Siedlungen um die Festungen Kowno, Dubno und Iwangorod gebildet. Seine südlichste Strecke sei geschützt durch die zahlreichen deutschen Dörfer in Bessarabien und in den Ebenen westlich vom Dnjepr. Längs des ganzen Weges sei im letzten Jahrzehnt die auffallende Beobachtung zu machen gewesen, daß Deutsche aus der Zerstreuung in anderen Gegenden zu ihm hingezogen seien und sich an seinen Stationen in so großen Mengen zusammengeballt hätten, daß beispielsweise im Gouvernement Lublin schon eine Kette von Gemeinden vorhanden sei, die bis zu 40 Proz. deutsche Bevölkerung enthielten. Alle diese deutschen Inseln seien so geschickt angelegt, daß sie durch die natürlichen Wälle von Flüssen, Seen und Sümpfen ringsum geschützt seien. Schreckliche Vorwürfe erhebt der Verfasser gegen diese bäuerlichen Deutschen. Ihre Absonderung von den Polen erscheint ihm unbegreiflich. Hartnäckig hielten sie an Lebensgewohnheiten, Kleidung und Eßgerichten ihrer Vorfahren fest. Ihre deutsche Sprache aufzugeben, seien sie so wenig geneigt, daß sie durchaus überall eigene Schulen durchzusetzen suchten. Nicht einmal so viel Rücksicht auf das herrschende polnische Volk nähmen sie, daß sie nach dessen Sprachgebrauch dem Lande die historisch einzig berechtigte Bezeichnung Königreich Polen zugestehen wollten. Verräterisch gesinnt seien sie durch und durch, denn sie nähmen willig deutsche Schriften und Schulbeihilfen aus Deutschland an, ließen sich von der deutschen Regierung öfters Geld zu Reisen nach Berlin zahlen und von deutschen Banken Geld zum Zinsfuß von 2 Proz. zu Landankäufen geben. Hin und wieder erschienen bei ihnen auch verdächtige Personen, die unter der Maske von Bilder- und Bücherhändlern als pangermanistische Geheimboten unter ihnen wirkten und stets unfaßbar für die russische Polizei blieben. Diese sei überhaupt unbegreiflich lässig. Vor einiger Zeit habe ein General beim Manöver eine deutsche Mühle entdeckt, deren Teile eine zusammenlegbare Brücke enthalten hätten. Trotz dieses untrüglichen Zeichens von Hochverrat sei aber nichts geschehen.

Das sicherste Anzeichen für „Berlins Hand“ aber sieht der Verfasser in der Entwicklung des Deutschtums in den großen Städten wie Lodz, Kalisch und Warschau. Lodz gilt ihm als kennzeichnendes Beispiel. Dort hat es nach seiner Meinung die pangermanistische Agitation von Berlin aus verschuldet, daß die Deutschen seit etwa 1907 die früher bekundete Neigung, im Polentum aufzugehen und sich ihm in allen Dingen anzupassen, plötzlich aufgegeben haben und nun national provozierend und die Polen unterdrückend auftreten. Drei deutsche Zeitungen und ein deutsches Theater wirken darauf hin und noch mehr drei deutsche Elementarschulen und neuerdings sogar ein deutsches Gymnasium. Aus den Worten des Aufrufs zur Gründung dieses Gymnasiums, die auffordern „zur Hebung des Deutschtums, dem im hiesigen Völkerchaos der Untergang droht“, und aus dem Umstand, daß gleichzeitig ein Verein zur Förderung des Deutschtums in Russisch-Polen begründet wurde, sieht der Verfasser die „preußischen Sperberklauen“ hervorschauen. Nun aber gebe es auch noch acht Gesangvereine von Deutschen in Lodz und auch vier Turnvereine und einen Schützenverein. Die Gesangvereine sind ihm „politische Vorposten par excellence“, Beweis: 1908 erhielten sie vom Generalkonsul in Warschau Sammlungen von deutschen Volksliedern zu Kaisers Geburtstag geschenkt, die auf Veranlassung des Kaisers herausgegeben waren. Noch gefährlicher ist der Schützenverein, weil er sich soviel im Schießen übt und ein regelrechtes Lager von Gewehren und Patronen unterhält; er kann deshalb als nichts weiter denn ein Regiment der deutschen Freiwilligenarmee angesehen werden. Die gefährliche und feste Organisationsmacht der Deutschen hat sich dann auch, wie Gorski meint, schon

deutlich darin gezeigt, daß sie im Februar 1909 einen nationalen Ball veranstaltet und auf diesem ganz offen die deutsche Nationalhymne gesungen haben.

In einem besonderen Abschnitt faßt dann der Verfasser noch einmal alle Verdachtsgründe zusammen: die Planmäßigkeit der Ansiedlung, die Organisation, die Unterstützung durch den Schulverein (und Gustav-Adolf-Verein) und auch noch die patriotische Disziplin, mit der die Weisungen der Berliner Regierung und des Warschauer Generalkonsuls befolgt würden. Mit warnend erhobenem Zeigefinger weist er schließlich auf das Wetterleuchten der kommenden Gefahr hin: Es hat bereits „das erste Probemanöver der preußischen Kriegsorganisation auf polnischem Boden" stattgefunden Denn im Jahre 1908 hat ein preußischer Kriegerverein mit einem General und vielen Offizieren das an der Grenze gelegene Bad Ciechocinek besucht, alle im Schmucke von eisernen Kreuzen und deutsche Lieder singend!

Es hieße der geradezu für polnischen Verfolgungswahn zeugenden Broschüre zuviel Ehre antun, wenn man sie in den Einzelheiten widerlegen wollte. Deshalb nur einige Worte der Erläuterung. Wie schon oben angedeutet, sind die Einwanderungen der Deutschen in Russisch-Polen Jahrhunderte lang zurückzuverfolgen. Sie sind bis vor wenigen Jahrzehnten unter starker Begünstigung der polnischen und russischen Regierung erfolgt, besonders zahlreich anfangs und auch Ende des achtzehnten Jahrhunderts, weil diese sie als wirtschaftlich notwendig ansahen. Naturgemäß ließen sich die Ansiedler in geschlossenen Gemeinschaften nieder und bevorzugten die Flußufer. Ihre wirtschaftliche Entwicklung zog in der Neuzeit Bahnlinien nach sich. Wechsel der Wohnplätze ist aus mancherlei natürlichen Gründen nicht ausgeblieben. So trieben die Verfolgungen der Deutschen während der polnischen Aufstände 1830-31 und 1863-64 die Ansiedler in Mengen nach Wolhynien und dem Lubliner Gouvernement, wo sie jetzt am dichtesten sitzen. Auch die Revolutionszustände vor einigen Jahren haben viele dazu genötigt, Schutz und Anschluß in den größeren Siedlungsgebieten zu suchen. Die Deutschen auf dem flachen Lande bewahren sich im allgemeinen treu ihre Volksart, obwohl der größte Teil ihrer Pfarrer mit dem Warschauer Generalsuperintendenten an der Spitze sie durch polnischen Gottesdienst und polnische Verkehrssprache fast gewaltsam zu verpolen suchen. Die Bevölkerung der Städte wie in Warschau und Kalisch hat sich nur wenig widerstandsfähig gegen die Verpolungsgefahr erwiesen mit rühmlicher Ausnahme von Lodz, wo etwa 100 000 Deutsche ansässig sind, die noch heute die Oberschicht bilden. In den letzten Jahren zeigt sich aber auch in den Städten, scheinbar durch Zuströmen von Reichsdeutschen, ein langsames Erwachen deutschen Bewußtseins durch Gründung von Vereinen usw.

Die Bedeutung der Broschüre liegt nicht in ihrem Inhalt, sondern in ihrer Wirkung. Ihre Angaben sind kritiklos von der polnischen Presse des Auslands, besonders in Russisch-Polen und Galizien, übernommen worden und werden ebenso kritiklos von deren Leserkreis geglaubt. Sie hat also nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Allslawentum in seinen Wahnideen über die pangermanistische Gefahr zu bestärken. Offenbar auf sie ist es auch zurückzuführen, daß vor kurzer Zeit wie der Warschauer Kurjer Warßawski am 4. April meldete, die russische Regierung von den russisch-polnischen Behörden Auskunft über die „Fortschritte der deutschen Ansiedlungstätigkeit im Grenzgebiete" erfordert hat. Diese Maßregel verdient um so mehr Beachtung, als in den letzten Jahren die Polen in der hohen russischen Beamtenschaft sichtlich zunehmen.

Die Wiesbadener Vogelwiese.

Von Paul Westheim.

Das naussische Gewerbe hatte nach langer Zeit einmal den Ehrgeiz, als Appendix einer Vogelwiese zu figurieren. Und wirklich, die Amüsierecke ist nicht schlecht geraten. Rutschbahn, Schlaghammer, Kasperle-Theater, die Schießbude, eine Cake-Walk-Halle und ein Singalesen-Dorf sorgen für den nötigen Spektakel. Leider steht das Gewerbe nicht ebenso auf der Höhe der Zeit. Die Aufteilung des Geländes und die Ausstellungsarchitektur können sich allein in den offiziellen Kreisblätt-

chen eine gute Zensur holen. Die Gartenbauhalle ist ein Stall, die Maschinenhalle ein hohler Darm, die Gewerbehalle eine nüchterne Scheune, dagegen ist die Kunsthalle schon ein Kasten. Die Halle der Spengler-Innung hat eine lieblich stilisierte Blechfassade bekommen. In der Schlosser-Innung zeigt einer einen geschmiedeten Garderobenständer, der mittels Lackierung einen knorrigen Baumstamm mimen soll. Ein Tischlermeister präsentiert eine neue Art Intarsia; sie ist fein säuberlich — aufgemalt. Nicht weit davon steht ein Vogelkäfig — mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet: an den Seiten Veranden und Erker, oben auf dem Drahtdach ein Leuchtturm mit einer eingebauten Weckeruhr. Fehlt nur noch die Warmwasserheizung.... Vorbildliches hat man ja aller Erfahrung nach nicht erwartet, aber wer hätte eine solche Kompromittierung des deutschen Gewerbefleißes vor einem tonangebenden internationalen Fremdenpublikum geahnt? Das muß einmal deutlich gesagt werden. Wäre der ganze Kram in irgendeinem weltverlorenen Nest aufgestapelt worden, so wäre das eine Angelegenheit geblieben, die wir untereinander abzumachen gehabt hätten. Aber Wiesbaden, eine Stadt von 108 000 Einwohnern, wird alljährlich von 180 000 Fremden besucht — es steht so im Ausstellungskatalog — darunter sind wenigstens 100 000, deren Geschmack und Urteil für die konjunkturheischenden Einkäufer maßgebend sind. Sollen sie in die Welt hinausfahren und ihre Lieferanten vor dem deutschen Gewerbe warnen?! In Dresden, München u. a. O. bemühten wir uns, über die Reichsgrenze hinaus unsere Tüchtigkeit zu erweisen, und dann wieder.... Wo bleibt in solchen Fällen eigentlich der Werkbund? Den braven Innungsmeistern wird man keinen Vorwurf machen können, wenn ihnen der nötige Weitblick dafür abgeht. Sie exportieren ja nur nach den umliegenden Ortschaften. Aber die Regierung und die Stadtverwaltung, die erhebliche Zuschüsse gaben, hätten dafür sorgen müssen, daß die ganze Geschichte unter uns geblieben wäre. Das nassauische Gewerbe mag aus dem vergnüglichen Spektakel lernen, daß es noch sehr, sehr viel zu lernen hat.

Lori Graff.

Von Max Mell.

„Es ist ein Grausames und Unerbittliches in der Geschichte der Lori Graff, und vielleicht wird manche Leserin das Buch und mich darum schelten. Aber es ging nicht an, da etwas zu verschweigen. Denn das Schicksal der Lori Graff ist auch eine Erfahrung und eine Lehre. Und es soll anderen eine Rettung sein, ein Zeichen auf der See- und Fährniskarte des großen Lebens, daß an einer Stelle Klippe und Untergang ist, eine Warnung, damit andere wissend und heil daran vorüberkommen.“ „Und doch wissen nur so wenige darum und können nur so wenige einen Blick hinter den Vorhang werfen, den eine scheinheilige und verlogene Gesellschaft zimperlich und feig davorhält.“

Dieser Bozener Roman „Lori Graff“ von Hans von Hoffensthal (erschienen bei E. Fleischer u. Co. in Berlin) hat also eine Tendenz, eine sehr wackere Tendenz: er warnt die Männer, die jungen Mädchen, die Eltern. Wie notwendig oder wie gut gemeint es immer sein soll, jemand, der von der Kunst eine höhere Meinung hat, als daß er von ihr unterrichtet werden soll, wird sich davon wenig angezogen finden, und setzt voraus: der Künstler müßte wissen, daß in seinem Schaffensgebiet nichts wirkt als: eindringliche Darstellung. Und selbst wenn er im innersten Herzen wünscht, mit seinem Werk mehr hervorzurufen als die bloße erhebende oder befreiende Wirkung der Kunst, wenn er auf Ansichten und Entschlüsse, vor allem eben auf lebengestaltende Elemente Einfluß gewinnen will: so ist das sehr lobenswert und außerordentlich sympathisch, bedarf aber keines weiteren Wortes, keiner Betonung im Kunstwerk selbst: der Dichter müßte wissen, daß es ohnedies keine Darstellung des Lebens gibt, von der wir nicht moralisch angerührt würden; und daß dies um so stärker ist, je stärker die Gestaltung, je glühender die Anschauung, je treffender das Wort, und je heftiger und erregter dadurch die Mitarbeit des Lesers wird.

Und eben in diesem Fall hätte sich daher der Dichter einiger besonders absichtlicher Schärfen enthalten können: zu Anfang in der Zeichnung der Eltern von Lori Graff, die bei ihrer Verhei-

ratung nach allem, aber nicht nach der Gesundheit des Mannes fragen, und in der Folge die Warnungen des Arztes vor dem Umgang mit leichtfertigen Weibern. Es sei auch nebenher angedeutet, aber nicht erörtert, daß eine gewisse Weitschweifigkeit in dem Buch vorwaltet, manches Uebersehene und manche Lücke zu empfinden ist, — ja daß die Führung der Handlung zwischen Menschen, die das Buch interessiert hat, immer noch diskutiert werden kann.

Aber jede, auch die leiseste Unduldsamkeit schiene mir bei diesem Roman nicht am Platz. Denn wie es der Wunsch über das Kunstziel hinaus ja erwarten ließ, stammt es aus einem herzlichen und teilnehmenden Gemüt, das sich im Verlauf der Geschichte auf das schönste auftut; und wenn der Dichter im Schlußwort unbefangen gesteht, er hätte ja nur von Frau Lori schreiben wollen, aber fast wider seinen Willen wären ihm auch die anderen Gestalten sympathisch geworden, und er hätte von ihnen reden müssen, und er sie dann noch einmal alle aufzählt, und dies schreibt, auf dem Waltherplatz vor dem Greifen, und der Militärmusik zuhörend, an einem warmen Juniabend in Bozen — so fühlt man sich schon angerührt von einem redlichen deutschen Gemüt, das zu allererst vom Mitgefühl mit einer armen zerstörten, erkrankten jungen Frau lyrisch beschwingt wird und sich allmählich ausbreitet zu dichterischem Begreifen und Gestalten.

Und die Tatsachen des Romans sind so gestellt, daß einem unfehlbar ans Herz gegriffen wird. — Bald nach der Hochzeit stellen sich bei der jungen Frau des Bezirkskommissärs allerlei Schwächezustände ein: sie ist erkrankt, weil ihr Mann, der einmal ein Ladenmädchen geliebt hat, nicht gesund war. Welche Wege zu Aerzten, und welche Wege nach Hause. Eine Leidensgeschichte hebt an, ein verzweifeltes Kämpfen um alles, was Besitz auf Erden ist: um die Eltern, um den Mann, um die Möglichkeit eines Kindes. Um Verzeihen können und um bürgerliche Stellung, alle Zusammenhänge sind erschüttert. Und zuletzt, wie die beiden, Mann und Weib, einander voll Schuld gegenüberstehen, und doch nicht schuldig: er, der ihr die Gesundheit geraubt hat, sie, die ihm die Treue gebrochen hat — da gäbe es ein Weiterleben, ein ferneres Nebeneinander, hätte sich nicht die Stadt schon der Sache angenommen, die mit ihrem Tratsch die junge Frau in den Tod treibt, zum Sturz von einer Wand des Gandkofels.

Eine feste, schöne Gestalt vollen Gelingens, diese sehr egoistische und dennoch sehr liebenswürdige Lori Graff, eine tapfere und unendlich rührende Dulderin, die etwas Mignonhaftes bekommt, etwas ganz Süßes vom Leiden. Es gibt Wendungen in dem Buch, da wird sie ganz unvergeßlich sichtbar: und dies mag den Leser oder die Leserin zu innerst aufrühren, — so wie ihr einmal die Wände des Gandkofels in unwahrscheinlicher Klarheit erscheinen und ihr Schicksal von diesem Anblick bestimmt wird. Das merkt man sich, wie sie geht — etwa vor dem kleinen Mädchen, an den Obstlerinnen vorbei, oder durch die Lauben der alten Stadt, und in der Erzherzog-Rainer-Gasse. Und da steht eine der lieblichsten und zartesten Schilderungen einer Hochzeitsnacht, die wir in deutscher Sprache haben. Und dann, wie sie krank ist: ihr Auskleiden, ihr Liegen im Bett, und zuletzt ihr zerschmettertes Liegen am Fuß eines Absturzes, auf einem Schuttband. — Und einige Nebenfiguren: ein kleines Mädchen, von dem sie angeschwärmt wird, was für ein reizendes Köpfchen; und Dienstbotenfiguren mit dem Zeichen der langjährigen Arbeit in Gesicht und Gestalt; dann ein treuer Hund, und Landschaften, Luft und Gewitter... Luft weht einen an, wirkliche Luft von der Mendel und vom Ritten, frische und Wahrhaftigkeit. Das alles und nicht die Wichtigkeit seiner Absichten macht das Buch zu einem wahren, lebendigen und schönen, und welcher Leser wird sich nicht freuen, eine Geschichte zu rühmen, wenn er dabei sagen kann: sie ist von der reinsten Herkunft; aus einem Gemüt.

Das Herz des Little Pu.

Von Wilhelm Cremer.

Das Leben ist ein grausamer Spuk, es narrt uns alle und jagt uns durch einen Wirbelwind von Träumen immer vorwärts, bis wir erschöpft irgendwo liegen bleiben. Dem armen Little Pu in Max Hochdorfs Roman*), hat es den Körper eines Zwerges gegeben,

*) „Das Herz des Little Pu". Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart und Leipzig.

einer abscheulichen Mißgeburt mit schweren Klumpfüßen. Im Zirkus muß er stehen, den Clown spielen und sich dem Gelächter des Publikums preisgeben. Aber sein Herz ist doch ein richtiges Menschenherz, und er möchte so gerne ein Mensch sein wie die andern. Er liebt die wunderschöne Erdmuscha Feininger, die rotblonde Kunstreiterin, die doch in ihm nur ein putziges Spielzeug sieht und ihn verlacht und verhöhnt. Bis er sich todwund in die weite Welt flüchtet, nach Paris, wo ihn schließlich noch eine schlimmere Sklaverei erwartet. Aber wie in dem Märchen von Andersen aus dem häßlichen Entlein doch noch ein schöner Schwan wird, so lächelt auch dem armen Little Pu am Ende das Glück. In seiner Kehle ist ein Schatz vergraben, die schönste Sopranstimme von der Welt, und so wird aus dem verwachsenen Zwerge, der eigentlich der Sohn eines puckligen, trunksüchtigen jüdischen Kantors war, ein berühmter Kirchensänger, der von vornehmen Damen verhätschelt und sogar dem Papst vorgestellt wird.

Die Geschichte Little Pus, die sich so wie ein Märchen liest, ist aber auch ein sehr feiner Artistenroman. Max Hochdorf kennt das Artistenleben offenbar sehr gut, und er schildert es nicht von der glänzenden Seite, wie es das Publikum sieht, er reißt den Goldflitter weg und legt die Herzen dieser Menschen bloß. Wie prächtig ist das Leben bei dem Budenbesitzer Pomponi geschildert! In einem Wagen, einem Haus auf Rädern, wohnt er mit seinen Raritäten zusammen: mit der Riesendame Lucile Prevost, die in ihrem Fett erstickt und ihr elendes Dasein beweint; mit Conchita Muras, dem Mannweib aus Katalonien, das stolz ist auf den langen Vollbart; und mit Little Pu selbst, der hier zu einem mazedonischen Prinzen avanciert ist, alle drei sind sie Sklaven ihres gestrengen Chefs, der die „Mißgeburten“ wie Hunde einsperrt und bewacht, und der sie doch auf seine Art auch liebt. Das Zusammenhausen dieser vier Menschen ist mit einer grausigen Phantasie dargestellt, die an ähnliche Szenen bei den Romantikern erinnert. Jedenfalls erweist sich Max Hochdorf mit diesem seinem ersten Roman als ein eigenartiges Talent, das weitgehende Beachtung verdient.

„Die Liebe wacht.“

Von Max Brod.

Es ist doch nicht gut, ... dachte ich im Theater während der Vorstellung ..., wenn die Pracht von „Haben Sie nichts zu verzollen?“ mit „Weißes-Rößl“-Komik für den Mittelstand sich amalgamieren will... Ein Nachthemd ist immerhin ein Nachthemd, und lustig. Was aber lernen wir aus diesem (jetzt sag ich's schon) miserablen Stück? Zum Beispiel, es tritt ein junges Mädchen auf und legt Karten. Die Gouvernante kommt dazu, zankt sie aus, dann dreht sie sich selbst um, fängt ihre Patience an. Ein Abbé tritt auf... mein Freund und ich im Publikum, wir lachen schon, wollen ihn durch Gebärden abhalten... es nützt nichts, es bleibt dem Abbé nicht erspart, sich lächerlich zu machen, indem er die Gouvernante auszankt und dann (beiseite) seine Patience anfängt... Ist darin eine Moral, so ist sie mindestens sehr langweilig! Und plattgedrückt von dieser ausdrücklichen, wie mit Humor akzentuierten Langeweile kriecht das Stück über die dreiaktige Bühne, nein vieraktige sogar! Schließlich wirkt diese Oede verwirrend, wie eine große Stille, diese Selbstverständlichkeit wird unverständlich; man gähnt, um sich mit etwas zu amüsieren...

Doch merkwürdig, jetzt zu Hause hat auf einmal dieses unaufmerksam gehörte Spiel eine Einheit für mich bekommen... Ein Gelehrter kommt darin vor, schreibt über etwas Uninteressantes, Kleines aus dem Mittelalter, liebt eine Frau, ist schüchtern, ungeschickt, mit Mißlingen von oben bis unten bekleidet. Und dann, in dem Moment, wo er glaubt, diese Frau liebe ihn doch, schmeißt er seine Bücher weg, verschmäht eine Freundschaft, tanzt und bestellt Champagner (genau Champagner!). Da erstaune ich. Und weiß: dieser Gelehrte ist nichts Reales, er ist ein Gelehrter, wie sich die Autoren vorstellen, daß eine Frau sich ihn vorstellt... Daher seine vernachlässigte Tracht! Daher sein Vorname, den er betrauert: Auguste! Daher die schlimmen Ibsen-Symbole das ganze Stück entlang! Daher das ganze Stück!... Das ganze Stück stellt ein Gehirn einer mittelmäßigen Frau im Sinne mittelmäßiger Autoren dar. Es

ist gleichsam ein inwendiges Stück, ein Kapitel Physiologie, ein Blick in die arbeitenden Gedankenzellen des Fräulein Jacqueline. Deshalb muß ihr begünstigter Liebhaber ein Lebemann und ziemlich untreu, schlagfertig, eifersüchtig, im Grunde edelmütig sein; der Gelehrte aber nebst allem Unglück auch unehrlich, zappelnd, zum Auslachen, ohne eine Spur von Tesmans Tragikomik einfach zum Auslachen. — Auch bei andern Dichtern gibt es diesen Geistigen, der den Kürzern zieht. Aber konnte ein einziger bisher sich zurückhalten, innerlich diesem Geistigen wenigstens ein bißchen recht zu geben, ein bißchen ironisch auf die siegende Eleganz zu seitenblicken? Ibsen, Hamsuns Nagel, Shakespeares Hamlet . . . In diese Galerie unterliegender Gelehrter führen nun die Herren G. A. de Caillavet und Robert de Fiers (Ritter aus den Kreuzzügen, Autoren von „Die Liebe wacht") ihren Auguste, als den einzigen, der gänzlich unterliegt, gänzlich unrecht hat und dem wir's gönnen (im Sinne des erwähnten Zentralgehirns der kleinen Jacqueline) . . .

Und in diesem Sinne auch wünschen wir ungebrochene Erfolge weiterhin über alle Bühnen Deutschlands diesem physiologisch-inwendigen, originellen Stück. —

Schluß des redaktionellen Teiles.

Geschäftliches.

Für den Skatabend hat die **Bremer Zigarrenfabrik Heinrich Lotz** ihren Abnehmern Skatblocks und nach Wunsch auch deutsche oder französische Karten, sowie Skatteller zur Verfügung gestellt und benutzt diese Gratisbeigaben zur neuesten Propaganda für die beliebte Skatkiste „Vier-Wenzel-Sortiment" (350 Stück Zigarren und Zigarillos inkl. Skatbeilagen M. 20,– portofrei). Wir möchten unsere verehrlichen Herren Leser bitten, die der heutigen Ausgabe beiliegende Spezial-Offerte der Firma Heinrich Lotz, Bremen, beachten zu wollen.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. – Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. – Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Zünden Sie sich

einmal eine **„Salem Aleikum"** an und vergegenwärtigen Sie sich dabei, daß diese feinste und bekömmlichste Cigarette ein deutsches Fabrikat ist! — Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität. Echt mit Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
$3\frac{1}{2}$ 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.